Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. 12. Juni 1901. No. 24.

Aus Mennonitischen Kreisen

Einige Fragen bezüglich des Waisenheims beantwortet.

Dhamtari, C. P., India, den 24. April 1901.

Wir erhalten von den Geschwistern in Amerika viele Anfragen bezüglich der Waisenarbeit. Da einige dieser Fragen solcher Natur sind, daß die Beantwortung derselben von allgemeinem Interesse wäre, so veröffentlichen wir diesen Artikel zum Nutzen aller, die sich für des Herrn Werk auf Dhamtari, Indien, interessieren.

1. Mit wie viel Geld kann ein einjähriges Kind ein Jahr lang unterhalten werden?

Ant. $15.00.

2. Schließt diese Summe Nahrung, Kleidung, Ausgaben fürs Lernen u.s.w. in sich?

Ant. Ja.

3. Wie alt sind die Kinder, wenn ihr sie ins Waisenhaus aufnehmt?

Ant. Wir nehmen die Kinder auf in allen Altersstufen, von weniger als einem bis zu 14 Jahren. Zuweilen nehmen wir aber auch Mädchen, welche schon älter sind. Wenn die Mädchen in Indien könnten gerettet werden, so wäre viel für Gottes Reichssache gewonnen. Ein eingeborener Missionar erzählte uns vor einiger Zeit: „Wenn ihr einen kleinen Knaben rettet, so rettet ihr eine Seele, aber mit jedem Mädchen rettet ihr zwei Seelen."

4. Wenn jemand willig wird, ein Kind in Indien zu unterhalten, wißt ihr dort dann, welches Kind gerade von ihm unterhalten wird?

Ant. Ja, wenn jemand die verlangte Summe zum Unterhalt eines Kindes für ein Jahr einschickt, und uns sagt, daß er ein Waisenkind damit unterhalten wolle, so wählen wir für ihn ein Kind aus, und schreiben den Namen des Unterstützers neben den Namen des Kindes in unsere Liste, und erwarten, daß solch ein angenommenes Kind dann auch für die verabredete Zeit von ihm unterstützt wird.

5. Aendert ihr den Namen des Kindes, wenn der Unterstützer solches verlangt?

Ant. Bis jetzt haben wir das noch nicht gethan. Wenn nicht gewisse Gründe dagegen sprechen würden, könnte solches ja leicht geschehen. Solche Gründe sind: 1. Es fällt den Hindus sehr schwer, englische Namen auszusprechen. 2. Die Eingebornen würden sie doch stets bei ihrem alten Namen nennen, und wenn sie versuchen, die englischen Namen zu nennen, so entstellen sie dieselben. Wir haben z. B. eine christliche Frau in unserm Dienst, deren Name von ihrem alten heidnischen Kara in Rosa verwandelt wurde. Meistens wird sie noch heute bei ihrem früheren Namen genannt, und Rosa wird von ihnen Rojha ausgesprochen. Die Hindusprache hat keinen Laut, welcher unserem S-Laut entspricht. Dasselbige gilt noch von manchen andern Lauten. Die englische Sprache hat Laute, welche die Hindu-Sprache nicht kennt, und umgekehrt. Schreiber dieses hat mit mehreren Missionaren über diesen Punkt der Namenänderung gesprochen, und alle scheinen dagegen zu sein. Wenn aber einige Freunde, welche hier Waisen unterstützen, dem Kinde einen andern Namen geben wollen, so sind wir willig, solchen Namen in unserer Korrespondenz mit ihm zu benutzen. Sobald wir einsehen werden, daß es ratsam ist, Namen zu ändern, werden wir solches thun.

6. Wie findet ihr die Moralität der Kinder?

Ant. Das Hindu-Volk steht moralisch sehr niedrig, und Kinder stehen in dieser Beziehung nur selten höher als ihre Eltern.

7. Sind die Hindukinder auch zu schmutzigen Gedanken, Worten und Handlungen geneigt, wie unsere amerikanischen Kinder?

Ant. Ja, denn die menschliche Natur ist in Indien dieselbe wie in Amerika. Die meisten Kinder in Amerika wissen, daß es schlecht ist, zu fluchen oder zu stehlen; die hiesigen Kinder wissen das nicht; denn es ist ihnen nie gesagt worden. Ein bekehrter Brahmane erzählte mir vor einiger Zeit, daß die Hindus nicht den geringsten Versuch machten, ihre Kinder zu erziehen.

8. Habt ihr Tische, um welche ihr die Kinder setzt?

Ant. Nein. Die Eingebornen brauchen keine; jeder Knabe und jedes Mädchen hat einen Messing-Teller (Thala) und eine messingene Tasse (Lota). Die Speise wird in den Thala gethan und die Lota dient als Wasserglas. Wenn das Essen bereitet ist, setzen sich alle Kinder auf die Dielen oder auf die Erde, setzen das Essen vor sich hin und brauchen anstatt Messer, Gabel und Löffel ihre Finger. Die Eingebornen in unserer Gegend würden sehr schwer zu bewegen sein, die genannten Gegenstände beim Essen zu benutzen.

9. Was für Arbeit gebt ihr den Knaben, die da alt genug sind zu arbeiten?

Ant. Gegenwärtig müssen einige der Knaben jeden Tag eine Zeitlang im Garten schaffen, damit derselbige bereit sei, sobald die Regenzeit einsetzt. Die Arbeitfrage ist für uns von großer Bedeutung. Bis jetzt waren wir aber noch mit andern Arbeiten so überhäuft, daß wir besondere Gewerbe oder Handwerke noch nicht aufnehmen konnten. Letzteres soll aber sobald wie möglich geschehen. Die meisten unserer Knaben sind klein. Alle, welche alt genug sind, müssen jeden Tag, außer Sonntag, in die Schule gehen.

10. Lehrt ihr eure Waisen die englische Sprache?

Ant. Nein, wir unterrichten in der Hindusprache. Sobald einige weiter entwickelt sein werden, wollen wir sie auch im Englischen unterrichten.

11. Wie lange sollen die Kinder nach eurer Meinung in der Schule sein?

Ant. Das wird zum größten Teil von der Natur und den Fähigkeiten der Kinder abhängen. Diejenigen, die da nicht viel Fähigkeit zum Lernen zeigen, wollen wir nur solange in der Schule halten, bis sie einigermaßen lesen, schreiben und rechnen können; andere, mit größerer Auffassungsgabe dürften auch länger in der Schule bleiben.

12. Gedenkt ihr diese Kinder nach Amerika zu schicken, um ihre Bildung zu vollenden?

Ant. Ich glaube, wir haben noch genügend Zeit über diese Frage nachzudenken. Dazu müßten sie schon ausnahmsweise fähig und lernbegierig sein.

13. Betragen sich die Kinder ordentlich, oder habt ihr viel Mühe und Arbeit mit ihnen bis sie euch gehorchen?

Ant. Die Eingebornen haben einen großen Respekt vor den Weißen. Die Kinder sind angehalten worden, ältere Personen besonders zu respektieren. Die Kinder lernen bald gehorchen, und sind sehr gefällig.

Zur Zeit, da ich dieses schreibe, haben wir 370 Knaben und Mädchen im Waisenheim. Wollt ihr beten, daß diese Knaben und Mädchen im Dienste des Herrn möchten nützliche Werkzeuge werden. Im Gebet liegt eine große Kraft. Joh. 15, 7.

Euer Bruder,

Jakob Burkhard.

Für die Mennonitische Rundschau.

Temperenz und Prohibition.

Die Mäßigkeitsfrage ist heutigen Tages eine brennende geworden.

Wollte kurze Bemerkungen darüber machen, doch sollten meine Bemerkungen so aufgefaßt werden, daß niemand denken darf, ich wollte jemand anstößig sein, sondern es sollen, wie erwähnt, nur Bemerkungen sein.

Schreiber dieses macht einen Unterschied zwischen Mäßigkeit und völliger Enthaltsamkeit. (Temperenz und Prohibition). Beides sollte am richtigen Platz benutzt werden, mit und ohne Gesetz, also eine Zweiseitigkeit, die richtig und recht ausgenützt werden sollte zum Wohle der Menschheit. Auch Moses brachte zwei Tafeln von Sinais Höhen. Gedenke Gottes zu deinem Heile. Die zweite Tafel: Du sollst nichts Böses thun.

Jeder Mensch sollte um Gottes, um seines Nächsten und um seiner selbst willen mäßig sein in allen Dingen, so auch im Essen, insonderheit aber Trinken von geistigen Getränken.

Geistige Getränke können zuweilen in unserem sozialen Leben den Teufel repräsentieren. Der Teufel soll ursprünglich ein guter Engel gewesen sein, soll dann aber in Bosheit gefallen sein. Ebenso können auch geistige Getränke ein böses Ding werden, wenn unmäßig gebraucht. Getränke sind häufig der Ruin einzelner Personen, wie auch ganzer Familien. Getränke sind der Sporn der Mordbrenner und Raubmörder. Mancher Galgenkandidat hat vor seinem Ende bekannt: „O, hätte ich nie ein Glas Branntwein getrunken!"

Es wird von Prohibitionisten behauptet, David hätte nie die Geschichte mit Uria gemacht, wäre er geistigen Getränken ferne geblieben. (? Ed.) Ja, es giebt zu denken. Also sollte der Mensch, wie in allen Dingen, so auch im Gebrauch geistiger Getränke sehr mäßig sein. Ein gesunder Mensch ohne Muskelarbeit sollte nie, auch nicht einen Tropfen geistiger Getränke gebrauchen. Alle festen Speisen haben genug Alkohol, den ein gesunder Mensch gebraucht, in sich. Muß man zuweilen etwas zu schwer Muskelarbeit thun, so würden vielleicht 15 Tropfen reinen Alkohols in reinem Wasser tüchtig verdünnt, am Platze sein. Auch vielleicht ein wenig andere gesunde Getränke mäßig genossen.

Kurz vor der Mahlzeit und zwei bis drei Stunden nach der Mahlzeit sollten nicht geistige Getränke genossen werden, weil der Alkohol der Verdauung von Speisen hinderlich ist.

Alkohol ist ein Erhaltungsmittel, und läßt nichts verwesen (auflösen).

Verdauen ist im gewissen Sinne ein Auflösen (Verwesen), um die Speise in einer andern Form in Blut aufzulösen. Unsere Speisen müssen eigentlich verwesen (sterben), um in einer neuen Form (Blut) wieder aufzuleben.

Alkohol ist, wie gesagt, ein Erhaltungsmittel, läßt Speisen nicht schnell verdauen, und sollte nie, wenn feste Speisen im Magen sind, genossen werden. Zwischen den Mahlzeiten ist die Zeit dazu. —

Doch zur Mäßigkeit zurück. Unsere wilde Heldin im Sonnenblumenstaate will Prohibition, nur Prohibition. Also gänzliche Enthaltsamkeit von Spirituosen. Ein lieber Bruder in Nebraska brachte kürzlich in der „Rundschau" einen Artikel, worin er dem schönen Geschlecht auch empfahl, Männer zu meiden, die Getränke gebrauchten. Also auch Prohibition.

Nun, wo zu viel getrunken wird, ist Prohibition (gänzliche Enthaltsamkeit) am Platz. Sie ist das einzig richtige. Ein Süffel widert uns durch den Alkoholgeruch schon von weitem an, ist in Fesseln der Trunksucht geschmiedet, die er nicht mehr brechen kann, ist ein Wrack, allen Stürmen des wilden Meeres preisgegeben. Wie da Rettung finden? Nur noch durch Prohibition.

Also, du sollst nicht geistige Getränke genießen. Die zweite Tafel von Sinai: „Du sollst nicht." — Nichts mehr trinken denn Wasser. Wasserstümpel werden? — Ja. Lemonade ist auch ein schönes Getränk für den Sommer; besser denn sonst was. Ist dazu, selbst bereitet, sehr billig. Sagt uns, ihr Trinker, wie wollen wir die Sauferei aus der Welt schaffen? Wie wollen wir dem Ruin so vieler Menschen vorbeugen? — Ich antworte: Den Alkoholhandel (alle geistigen Getränke) müssen wir zum Staatsmonopol machen. Nicht um den Staat zu bereichern, sondern um eine gesunde Gesellschaft zu erhalten. Der Schenkwirt wird vom Staate eingesetzt, wie der Postmeister. Er erhält sein Gehalt, auch wenn er nicht für einen Cent Getränke verkauft. Ist also nicht der Versuchung ausgesetzt, Gewinnst halber Getränke zu verkaufen. Verkauft auch für ein, zwei, drei und vier Cent Getränke. Jederman trinkt nur noch mäßig, und Süffel werden mit Prohibition bedacht, die bekommen nichts. Also: „Du sollst nicht."

Zu diesem werden unsere Konservativen sagen: „Nein, so was wird nicht werden, wir wollen Geld machen, Getränke verkaufen." Ja, meine Herren, dann seid ihr noch schlimmere Trunkenbolde (Unmäßige), wie jene Süffel am Alkohol. Wenn ihr nur das Geld der ganzen Welt bekommt, um das Heil der Welt habt ihr nicht zu sorgen. So sind ungefähr die Gedanken der meisten Alkoholhändler.

Da sollte aber auch manches gethan werden, um der betrunkenen Welt, an was sie auch betrunken ist, das göttliche „Du sollst nicht!" nahe zu bringen. Nur eine wahrheitsliebende Gesellschaft und wahrheitsliebende Presse ist die Hoffnung der Welt zum Guten.

Ja, uns Deutschen wird es auch nachgesagt, wir liegen an beiden Seiten der Weichsel, Elbe, Weser, Spree, Donau, Nekar und des Rheins, und trinken immer noch eins. Also wir hören auch, wo sonst noch Deutsche sind, ob nicht, doch zuweilen wird immer noch eins getrunken. Und da ist Temperenz (Mäßigkeit) wie Prohibition am Platz.

Frau Nation hat aber mit ihrem Beile wohl der Mäßigkeit mehr geschadet wie genützt. So sind meine Gedanken.

J. Friesen.

Meno, Oklahoma.

Für die Mennonitische Rundschau.

Industrieller Fortschritt des Südens.

Von J. H. Landes.

Der Süden der Ver. Staaten ist ohne Zweifel der von der Natur am reichsten bedachte Teil unseres schönen Landes. Weder zu gebirgig für Bodenkultur, noch zu eben für Obst- und Weinbau, eignet er sich besonders für eine Ackerbau treibende Bevölkerung. Die Nähe des Atlantischen Ozeans und des Golf von Mexiko macht Dürren während des Sommers fast zur Unmöglichkeit, und obzwar oft schwere Regen fallen, die in manchen Jahren die Saaten etwas beeinträchtigen, so kann doch der Landmann seiner Ernte mit weit größerer Sicherheit und Gemütsruhe entgegen sehen als in den meisten Gegenden des Westens und Nordwestens.

Dieser Vorzug des Landes und Reichtum des Bodens entdeckte sich bald nach der Besiedlung dieser Gegend durch die Engländer gegen Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts. Während in der Folgezeit in den derberen Neu-England Staaten der Handel und die Industrie bessere Fortschritte machten, trotz der ärmeren Beschaffenheit des Bodens und des rauheren Klimas, that sich der Süden hervor durch den Tabaksbau, (wie späterhin Teile von Pennsylvanien) und ganz besonders durch den Reisbau und den Bau von Baumwolle. Im Reisbau messen sich die südlichen Staaten mit Indien und im Baumwollenbau kann kein Land der Welt mit ihnen konkurrieren.

Dieser Bodenreichtum und das schöne Klima machten die Industrie scheinbar überflüssig, denn nichts bezahlte sich in Wirklichkeit besser als die Bodenkultur, besonders unter dem Sklavensystem, welches schon frühzeitig eingeführt wurde. Die Neger sind gute Feldarbeiter, wenn unter strenger Aufsicht, aber kaum intelligent genug für Fabrikarbeiter. So kam es, daß zur Zeit des Ausbruches des Bürgerkrieges der Reichtum der südlichen Bevölkerung fast ausschließlich in Bodenbesitz und Sklaven bestand und die Industrie keinen festen Fuß gefaßt hatte. Das Rohmaterial, wie es der Boden lieferte, wurde nach dem Norden, den Neu-England Staaten transportiert oder auch nach Europa versandt, wo es verarbeitet wurde.

Mit dem Krieg und der Niederlage des Südens mußte sich das Blatt aber wenden. Den Südlichen blieb zwar der Boden, aber die Arbeitskraft zur Betreibung der Bodenkultur fehlte. Vor allem fehlte das Geld, Arbeiter zu mieten und zum Weitern fehlte den Schwarzen, die sich ihrer neuen Frei-

heit freuen wollten, die Lust zum Schaffen. Von der Zeit an, durch drei Jahrzehnte, wurde nur das Notwendigste gepflanzt; die großen Plantagen verwilderten und an Stellen des früheren schwelgerischen Lebens trat nun die bittere Armut.

Während der Zeit entwickelten sich die nördlichen und westlichen Staaten in fabelhafter Weise und darüber geriet der Süden in einstweilige Vergessenheit. Die Reaktion mußte aber eintreten im Laufe der Zeit; der Süden mußte erwachen aus seiner Lethargie, indem er sich seiner früheren Vorteile erinnerte und dies bringt uns in die Gegenwart. Ein allgemeines Erwachen geht durchs Land und der Lauf der Dinge ändert sich schnell. So war, z. B., vor nur wenigen Jahren kaum ein zweispanniger Pflug zu finden soweit man gehen und sehen konnte. Der Boden wurde nicht gewendet; man begnügte sich damit, die Oberfläche etwas aufzuscharren. An Dünger wurde kaum gedacht. Die Felder trugen das Gepräge der Verwahrlosung. Man baute wenig anderes als Baumwolle und diese wurde nach dem Norden gesandt wie sie der Boden lieferte. Jetzt ändert sich die Sache. Der Südländer hat eingesehen, daß er so den ganzen Profit dem Neu-Engländer, dem „Yänkee" gegeben hat, der die großen Baumwollen-Mühlen betreibt und das Rohmaterial in verkäufliche Ware umsetzte. Sobald ihm die Augen aufgehen macht er sich auch ans Werk, die Sache zu verbessern. Wo früher kaum eine Baumwollen-Mühle im Süden zu finden war, da zählt man heute zehn; wo früher zehn Arbeiter in diesen Mühlen angestellt waren, da sind es heute zweihundert und im Laufe der nächsten Jahre werden sich die Zahlen noch viel höher belaufen.

Auf diese Weise wird ein großer Umschwung hervorgerufen. Vor allem bleibt viel mehr von dem Profit an der Baumwolle in den südlichen Staaten. Die Fracht für fünfzig Meilen beläuft sich auch viel weniger als für tausend Meilen, und diesen Unterschied darf der Pflanzer zum großen Teil in die Tasche stecken. Die höheren Preise sind für ihn ein neuer Sporn und um die Produktionsfähigkeit seines Landes zu steigern, läßt er dem Boden eine bessere Bearbeitung angedeihen. Auf diese Weise hebt sich der Wohlstand der ganzen Bevölkerung.

Große Fortschritte macht der Süden auch im Obstbau, besonders im Staate Georgia, wo auch die meiste und beste Baumwolle gebaut wird. Tausende von Bäumen werden gepflanzt und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden in wenigen Jahren die Pfirsiche (peaches) von Georgia in den nördlichen Märkten in Güte und Quantität obenan stehen.

Viel Geld wird heutzutage hier gemacht in Sägemühlen, und in Steinkohlen und Eisenproduktion wird der Süden bald keiner Gegend des Landes oder vielleicht der ganzen Welt, nachstehen. Die großen Vorräte dieser Minerale in den geheimen Kammern der Natur werden eben jetzt erst aufgedeckt, und die Welt wird sich wundern, wenn diese Vorräte ihrer ganzen Ausdehnung nach bekannt werden. Schon jetzt erheben sich Schmelzöfen vieler Orten und die Eisen-Industrie des Nordens und des Ostens ist bedroht; auch andere Metalle, das Gold nicht zu vergessen, werden jährlich in großen Massen gewonnen.

Die Blüte der südlichen Staaten war beinahe ein Wunder, aber ein größeres Wunder wird es sein, wenn in der nahen Zukunft der frühen Blüte eine Ernte folgt, wie sie jetzt, nach langen Jahren, in Aussicht steht.

Atlanta, Ga.

(Danke, Hannes! Mehr! — Ed.)

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Inman, den 19. Mai 1901. Werter Editor! Berichte allen Freunden hiermit, daß unser lieber Vater, Heinrich F. Wiens, Inman, Kan., gestorben ist. Unser Vater wurde den 21. März 1830 geboren, den 31. Mai 1856 mit Helena Kröcker von Lindenau in den Ehestand getreten und in demselben gelebt 9 Monate und 6 Tage. In dieser Ehe wurde ihnen ein Sohn geboren, welcher sein Alter auf 6 Monate und 6 Tage brachte.

Den 11. Juni 1857 trat er mit Maria Janzen von Lindenau zum zweiten Male in den Ehestand. Unsere Mutter starb schon den 15. August 1899, welches die lieben Freunde schon durch die „Rundschau" erfahren haben, ist 1876 nach Amerika ausgewandert. Der l. Vater war im vorigen Sommer 33 Tage sehr krank, wurde wieder besser, doch verließen ihn die Schmerzen nicht ganz. Den 12. April 1901 wurde er sehr krank und starb den 20., 3 Uhr morgens, zu welcher Zeit seine Schmerzen sehr groß waren. Alt geworden 71 Jahre und 17 Tage. Den 22. nachmittags fand das Begräbnis in seinem Hause statt. Einleitung von Pred. Klaas Kröcker, Leichenrede von Aelt. Heinrich Toews. Am Grabe sprach Pred. Jakob Pauls und nach der Mahlzeit Pred. Klaas Willems. Wurde auf seinem Lande im Garten, neben der lieben Mutter begraben, wo schon zwei Kinder und mehrere Großkinder begraben sind. Neun sind noch am Leben, wovon acht verheiratet und die jüngste Schwester, Margaretha, jetzt bei Bruder Johann Wienßen ist. Aus der letzten Ehe stammen sechs Kinder. 12 Großkinder sind ihm schon vorangegangen und 31 Großkinder sind noch am Leben. Im Jahre 1858 hatte er Vergebung seiner Sünden erlangt, wie er es mehreremal erzählt hat. Er glaubte und hatte die Hoffnung von Gott, das ewige Leben zu erben durch seinen Erlöser Jesum Christum. Es lebt noch ein Halbbruder, Onkel Abraham Wiens, in Schönau, Rußland und eine Halbschwester, Tante Gerhard Heidebrecht, Lindenort, welchen dieses möge zur Nachricht dienen; auch Onkel und Tante Heinrich Janzens, Onkel und Tante David Kröcker, Lindenau, sowie allen unsern Vettern und Nichten. Bitte, laßt mal von euch hören, entweder brieflich oder durch die „Rundschau". Wir sind so ziemlich gesund, haben fünf Kinder am Leben; drei sind gestorben. Wir Geschwister wohnen alle nicht weit auseinander; außer die älteste Schwester, Frau Heinrich Loewen, wohnt in Nebraska. Soweit mir bewußt, erfreuen sich alle einer ziemlichen Gesundheit. Die l. Schwester, Abraham Wiens, ist schon viel krank gewesen, ist jetzt aber sehr froh und dankbar, wieder gesund zu sein.

Noch einen Gruß von uns und Geschwistern, an alle lieben Freunde.

Heinrich u. Aganetha Wiens.

Hillsboro, den 31. Mai 1901. Werte „Rundschau"! Zum Gruß Röm. 6, 17. 18. Als ich heute die „Rundschau" No. 22 las und wieder Personen traf, mit denen auch ich mich letzten Herbst bei unserer Besuchsreise in Rußland traf, nämlich die beiden Dorfsschullehrer Jakob und David Kanke, in deren Häuser ich Eingang fand, in deren Schulzimmer ich durfte vor einer werten Versammlung von der großen Liebe unseres Heilandes zur gefallenen Sünderwelt reden; dort in Samara, in den Dörfern Jugowka und Klinock, ergriff mich die Erinnerung mit teilnehmender Liebe für alle, mit denen ich dort zusamentraf, wie überhaupt auf vielen anderen Plätzen wir gewürdigt wurden, mit so sehr vielen Bekanntschaft zu machen. An manchen Orten in Samara sind in neun verschiedenen Dörfern Freundschaftsbunde geknüpft worden, doch über alle in Pleschanow mit meinem l. Neffen samt teuren Familie, und jedesmal, wenn ich von dem Ort in der „Rundschau" lese, wird er mir recht nahe. Allen dortigen, deren Liebe und Anerkennung ich genießen durfte, meinen dankbaren Gruß mit dem Eingangsworte Röm. 6, 17. 18. Ebenso fühlen wir, nämlich meine l. Frau und ich, von allen anderen Orten, wo wir Eingang fanden, Liebe, Anerkennung und Vertrauen genossen, immer wieder unsere Dankgefühle kundzugeben. Wir können auf keine Persönlichkeiten eingehen, weil es zu umfangreich wird, und doch drängen sich Hauptstationen wie: Neukirch, Friedensruh, Margenau, Liebenau, Friedensdorf, Paulsheim u. s. w. gewaltsam hervor, sowie auch Spat in der Krim, und viele andere. Es ist uns an vielen andern Orten fast zu großes Entgegenkommen und Gastfreundschaft dargeboten, wovon wir uns noch täglich unterhalten und mit Liebe und Dankgefühl uns daran erinnern. Wenn wir jetzt auch wieder durch weite Fernen getrennt sind, so sind die Erinnerungen durch die neu geknüpfte Bekanntschaft stets frisch und die vielen uns schon nachgefolgten Briefe von l. Geschwistern und Freunden frischen die Erinnerungen immer wieder auf. Der letzte, der uns zuging, war von Geschwister Jakob Hüberts, Margenau. Mit Dank empfangen wir dieselben und aus Liebe und Pflicht beantworten wir sie. — Wir wollen uns alle den ersten Fingerzeig des Apostels Ebr. 4, 1 zur Beachtung nehmen und unser Gnadenleben recht verwerten und benützen, um fertig und bereit auf die Erscheinung Jesu Christi zu sein, wozu uns Gott aus Gnaden helfen wolle. —

Mit der Hoffnung, daß sowohl Editor, wie auch Leser der „Rundschau", diesen offenen Brief ohneVorurteil werden laufen lassen, daß er in derer Hände gelangen kann, die ihn mit Liebe lesen, verbleiben wir eure Freunde und Geschwister,

Abraham u. Anna Harms.

Nebraska.

Jansen, den 28. Mai 1901. Indem sich die „Mennonitische Rundschau" als ein treuer Bote ihres Volks erweist, so möchte auch ich versuchen, ihr wiederum einen unvollkommenen Bericht mit auf die Reise zu geben.

Als Nachricht diene dies, mein l. Br., Peter Rempel, in Rußland und den Freunden dort, sowie meiner Schwester in Manitoba und den vielen Freunden dort. Ich grüße hiermit alle und sage: „Friede sei in eurem Hause!" — „Gott segne euch!" — Beinahe drei Monate war ich vergangenen Winter wieder hart krank. Indem ich schon bald sechs Jahre ein Nierenleiden habe, so bekam ich diesmal die La Gripe dazu und es schien, als würde ich wohl sterben. Aber Gott die Ehre, ich bin schon wieder eine Zeitlang auf den Beinen. Doch jedesmal, wenn ich krank war, so kam zu meinem alten Leiden noch ein neues hinzu. Und so auch diesmal; denn ich bin an der linken Seite von oben bis unten gelähmt, und leide auch sehr an meinen Nerven, daß ich zu Zeiten zittere und auch dieses zu schreiben mir schwer fällt. Doch weil der l. himmlische Vater mich nicht bei gesundem Leibe für das selige Jenseits zubereiten kann, so will ich auch von Herzen dankbar für die Züchtigung sein, und will daher stille halten und meinem Gott und Vater meine Sache überlassen.

Sonst sind wir, Gott sei Dank, in der Familie so leidlich gesund und haben auch, durch unserer fleißigen Kinder Hände Arbeit, unser zeitliches Auskommen. Frage dich, l. Br. Peter Rempel, in Rußland, noch, habt ihr unsern Brief nicht erhalten, von wegen der Medizin, die wir euch schicken sollten? Bitte, laßt von euch hören.

Unser Städtchen, Jansen, zählt schon 57 Familien. Davon sind 11 englische 18 hochdeutsche und 28 plattdeutsche, das heißt Mennoniten.

Doch hier könnten die Worte Pauli an die Römer vielleicht angewandt werden, wenn er sagt, daß es nicht alle Israeliter seien, die von Israel geboren.

Unsere Dampfmühle liefert uns sehr gutes Mehl. Die Nacht vom 25. auf den 26. Mai, hat es etwas gefroren. Gärten sind stellenweise beschädigt. Geschw. Rempels, von Rußland, haben uns nach einer gesegneten Zeit wieder verlassen und sind weiter gegangen.

Vor etlichen Tagen trug ich etwas eilig eine Postkarte znr Post Office, doch als ich eintrat und die Assistentin fragte, ob meine Karte noch mitgehen könne, war die bescheidene aber entschiedene Antwort: Nein, der Postsack ist schon geschlossen, es ist zu spät. Als ich auf dem Heimgang war, kam mir fortwährend das Wort „zu spät" lebhaft in den Sinn. Wenn wir Menschen im Irdischen irgend eine Sache versäumen, sie durch Verspätung verlieren, so ist solches ein kleiner oder größerer Verlust, aber immerhin gar nichts im Vergleich mit dem Verluste des ewigen Lebens. Wer das zu erlangen versäumt, verliert unaussprechlich viel.

Wie klug sind aber die, die sich bei Zeiten beeilen und nicht säumen, bis die Thür der Gnaden geschlossen ist. Wie sind derer aber so viele, die noch so dahin taumeln, betrunken oder bezaubert von den Sünden dieser Welt, scheinbar kein Ohr für Mahnung und Warnung unseres Gottes habend.

Viele sind gleich den ehemaligen Sadducäern, sie glauben einfach nicht an Auferstehung und Gericht.

Johann Rempel.

Oklahoma.

Weatherford, den 27. Mai 1901. Werte „Rundschau!" Da ich ein fleißiger Leser der „Rundschau" bin, sollte ich auch ein fleißiger Schreiber sein; doch dem ist nicht so. Obzwar ich oft die Aufgabe fühlte, ist es wieder lange Zeit unterblieben. Will denn heute suchen, etwas zusammenzustükkeln.

Daß der hiesige, wohlbekannte Heinrich Hiebert vor einiger Zeit in Tobsucht verfallen, oder wie einige es nennen, besessen ist, dürfte noch wohl an vielen Orten zur Neuigkeit gehören. Ich war eine Stunde da, und sahe, wie vier Mann alle Kräfte anstrengen mußten, um ihn im Bette zu halten. Er muß große Seelenangst haben, weil er einmal ausrief: „Brüder, es ist schrecklich, verloren zu gehen!" Er wurde den 10. Mai der Irrenanstalt übergeben; es soll Nachricht gekommen sein, daß es etwas bessert. Mein Gebet ist, der Herr voller Gnaden möchte es geben, und die Familie trösten in ihrem Stand. Er war ein guter Hausvater.

Die Witterung ist wohl, sowie wir Menschen es wünschen möchten. Den 15. Mai hatten wir einen tüchtigen Gußregen, daß mein Land buchstäblich Bewässerungsland war; weil wir aber durchlässiges Land haben, war das Wasser den 16. schon eingezogen, regnete aber mehr, und Sonntag, den 19. nachmittags, regnete es wieder sehr. Seitdem haben wir trockenes Wetter, daß die Farmer im Korn schaffen können. Der Weizen würde sich jetzt ohne Regen helfen; er steht in der Blüte, und die Witterung ist noch nicht heiß, aufs höchste 80 Grad Fahrenheit, 21 Grad Reaumur. Wir sehen der fiebenten Ernte mit frohen Blicken entgegen. Eine Mißernte ist bis dahin noch nicht gewesen, nur der Hafer ist diesmal beinahe aller umgelistert, und Korn oder Kafiркorn in das Land gepflanzt. (Warum? — Ed.)

Ich weiß, daß die „Rundschau" auch in Rußland gelesen wird, wo ich noch viele Vetter und Nichten habe, und meine Frau noch einen Bruder, Gerhard Schellenberg, Paulsheim, und eine Schwester, Witwe Dav. Penner, irgendwo auf einem Chutor mit ihrem einzigen Sohn wohnend, hat. Von ihrer ältesten Schwester, Witwe Jacob Wiebe, haben wir eben Nachricht, daß sie den zweiten Ostertag gestorben ist. Sollten die Freunde die „Rundschau" nicht alle lesen, so erfahren sie es vielleicht durch andere. Vetter Kornelius Unger, Neukirch, hat mal geschrieben, ist aber eine Zeitlang wieder so stille geworden, ich denke, er liest die „Rundschau". Lieber Vetter, schreibt tüchtig darauf los, und ich will auch hinfort mehr schreiben. Den Editor, sowie Leser der „Rundschau" hüben und drüben grüßend,

Heinrich u. Anna Buschmann.

Minnesota.

Mountain Lake, Cottonwood Co., 31. Mai 1901. Will hiermit den l. Freunden hüben und drüben berichten, daß unsere Tochter, Katharina, den 10. Mai ½11 Uhr vormittags gestorben und zwar in Battle Creek, Mich. Sie starb an Blutarmut. Den 29. Nov. vorigen Jahres wurde sie von einem Blutsturz übereilt, welcher sich mehrmals wiederholte, so daß das Blut drei Stunden lang aus der Nase lief, bis sie so schwach wurde, daß sie sich selbst nicht helfen konnte. Dann fing es an zu bessern, so daß, als ich sie den 1. April besuchte, sie schon eine Treppe auf- und niedergehen konnte, und wir hofften das Beste. Aber den Tag (25. April) bevor wir zusammen heimfahren wollten, lief ihr das Blut wieder zwei Stunden aus der Nase, und so siechte sie langsam dahin, bis sie am oben besagten Dato ihre Laufbahn vollendete. Den 12. Mai kam sie im Sarge hier an und wurde am selben Tage nach einer Leichenfeier begraben. Ihr Alter war 20 Jahre, weniger 26 Tage. Wir hoffen, sie in der ersten Auferstehung wiederzufinden. Fünf Jahre zurück schloß sie sich durch die Taufe der Gemeinde an, und vor ihrem Krankwerden war sie gerade dran, den zweijährigen Krankenpflegerkurs aufzunehmen, nachdem sie ein Jahr die Vorstudien genommen hatte. Jetzt sind nur noch vier in der Mission arbeitend; die vier jüngern Mädchen haben wir noch bei uns. Anna, die den Sarg begleitete, will in drei Tagen wieder ihre Arbeit als Mutter in einem Kinderheim aufnehmen. Besuche haben wir hier, von Kansas, Aelt. Bernhard Buhler und Vater und Sohn Regehren, und von Südakota einen Ridler, wenn ich recht bin. Wo er hingehört, weiß ich nicht, aber er predigt hier umher, mitunter mit Aelt. Buhler abwechselnd und es scheint ihm recht ernst zu sein. Möge es dazu beitragen (was wir gehört haben und noch zu hören erwarten), uns aus dem Sicherheitsschlaf zu rütteln. Kürzlich las ich eine Darstellung, wo sich der Teufel mit seinen Gesellen unterhielt. Da sagte einer, ich will einen Sturmwind erregen und das Schiff dort mit Christen zum Sinken bringen. Was hilft das? sagte der Teufel; ihre Seelen bleiben doch gerettet. Ein anderer wollte ein ähnliches Unglück herauf beschwören. Ihm wurde die gleiche Antwort. Da sagte einer: Ich habe 10 Jahre versucht, einen Christen einzuschläfern, und endlich ist es mir gelungen;

(Fortsetzung auf Seite 4.)

Unterhaltung.

Gaudentius

von

Rev. G. S. Davies.

(Fortsetzung.)

Es ist der gemeine, in sich selbst vertiefte, der übersättigte Geist allein, welcher der wahren Schönheiten Gottes oder des Menschen müde wird. Und Gaudentius, obgleich er ein Heide war, gehörte nicht zu diesen. Seine Augen schweiften über die Szene mit gedankenvollem, fast schönem Ausdruck.

„Ich werde niemals müde, diese Aussicht zu betrachten," sagte er zu sich selbst, „wenigstens wenn die Sonne scheint. Die Griechen haben recht, wenn sie sagen, wir bauen nur für den Sonnenschein. Unsere Tempel sind nicht für nördliche Himmel."

Als er sprach, ruhten seine Augen auf einem Riß in der Reihe der Tempel auf dem Kapitol, wo eine Reihe halb zerfallener, geschwärzt und räucherig aussehender Säulen zeigte, daß das Dach, welches sie einst unterstützte, vom Feuer zerstört worden war. Er richtete mit eigentümlichem Ernst seinen Blick auf diesen Punkt.

„O, Jupiter des Kapitols," sagte er, „woher mag es kommen, daß ich niemals diese zertrümmerten Säulen ohne dies seltsam zitternde Gefühl in meinem Herzen anblicken kann? Ein gewisses Etwas scheint mir zu sagen, daß mein Schicksal mit diesem zertrümmerten Heiligtum von dir verknüpft ist. Die Menschen sagen mir, daß ich zu der Ehre erwählt werden soll, dich zu deiner früheren Größe wieder zu erheben. Und doch scheint eine innere Stimme mir zu sagen, daß es nicht diese Hände sein werden, welche den Tempel des himmlischen Königs errichten." „„Des himmlischen Königs,"" wiederholte er zu sich selbst, und die Worte schienen eine Flut von verborgenen Gedanken in ihm wach zu rufen. „O, Marcella, Marcella! Ich wünschte, ich könnte jene unheiligen Worte von dir aus dem Gedächtnis auslöschen."

Indem er das sagte, setzte er seinen Weg den Abhang hinab weiter fort, bis er den freien Platz unter dem Palatinischen Hügel am westlichen Ende des Forums betrat. Diesem und dem Kapitol den Rücken zuwendend, sah er in geringer Entfernung die mächtigen Umrisse des römischen Amphitheaters vor sich.

2. Kapitel.

Das Kolosseum.

Das Kolosseum oder Flavianische Amphitheater, wie es die Römer nach den drei Kaisern der Flavianischen Familie, Vespasian, Titus und Domitian, unter welchen es erbaut wurde, noch nannten, sah nun seiner baldigen Vollendung entgegen. Es war fast die ganzen 10 Jahre, da Vespasian Kaiser von Rom war, daran gebaut worden; und nun bot Titus, sein Sohn und Nachfolger, alle Kräfte auf, um es zu vollenden. Tag für Tag türmten sich seine mächtigen Mauern höher über seinen Grund empor, aber noch war es unvollendet. Drei Bogenreihen, welche sich übereinander an der äußern Mauer erhoben, waren fertig, aber das vierte und höchste Stockwerk fehlte noch. Da lag es im Thal, das feierliche Amphitheater, in seiner ganzen Größe sich im Morgenscheine ausdehnend. Und das Fehlen des oberen Stockwerks ließ es sogar noch umfangreicher erscheinen als das vollendete Gebäude und gab ihm eine vielleicht noch gefälligere Form. Niemals so schön als jetzt, da es nur Bruchstück, war das Kolosseum zu dieser Zeit jedoch frei von dem etwas schwerfälligen und bedrückenden Aussehen, welches es einige Jahre später hatte, da seine ungeheuren Mauern, bis auf alle vier Stockwerke hinauf vollendet, es in unterbrochener Reihe umgaben. Ein Typus der Kraft, aber nicht der Schönheit, eher die Gefühle bedrückend als das Auge fesselnd, solide wie der Charakter des Volkes, das es erbaut, in die Höhe ragend wie der Ehrgeiz, welcher es erdacht, und düster wie der Zweck, zu welchem es bestimmt, trug das Amphitheater ein weit weniger schönes und liebliches Aussehen als die feierliche Ruine, welche der heutige Reisende erblickt. Auch fehlte seinen Mauern, welche, von neuem Travertin gebaut, noch von des Maurers Hohlbeile erglänzten, das sanfte Braun, womit die Zeit es freundlich überzogen hat, und Säule, Kapitol und Fries standen klar geschnitten und hart da, ohne die Weichheit des Verfalls, der zartere Uebergänge hervorgebracht. Und derjenige, welcher auf das Flavianische Amphitheater heutzutage blickt und von der Vergangenheit seine Gegenwart und Bestimmung ins Gedächtnis zurückruft, mag die Gefühle desjenigen haben, der die Ruinen eines zertrümmerten Lebens betrachtet. Er kann die Sünden seiner Jugend über der trauernden Schönheit seines Alters vergessen.

Als Gaudentius das ungeheure Gebäude vor sich sah, das man seiner Arbeit und seinem Geist verdankte, hielt er einen Augenblick inne und ließ seine Blicke darüber schweifen. Da lag es: die Sonne überzog seine Wände mit goldigem Schein und füllte die Bogen mit Schatten, der sich überall hinter den tausenden von Säulen und Kapitälen des ganzen Gebäudes zeigte. Die letzten Wochen hatten eine merkwürdige Veränderung in seinem Aussehen hervorgebracht. Die Arbeiter und Sklaven, durch höheren Lohn ermutigt oder durch ernsteren Zwang angetrieben, hatten all ihre Kraft auf die Arbeit verwandt. Schon schien es, als ob das Werk an dem zu seiner Einweihung festgesetzten Tage, den 1. Juni (A. D. 81) fertig werden würde, aber nun war nur noch ein Monat bis dahin, und alle Hoffnung, das letzte Stockwerk zu diesem Termine vollendet zu sehen, war aufgegeben. Die Maurer waren einige Wochen beschäftigt gewesen, ein einstweiliges Gesims oben am Gebäude anzubringen, da, wo sich jetzt die dritte Bogenreihe mit dem Stockwerk darüber vereinigt. Die Arbeit sollte wieder aufgenommen werden, wenn das Fest der Einweihung vorüber.

Heute war das Gebäude zum ersten Mal ohne seine ungeheuren Gerüste zu sehen. Sie waren alle entfernt worden und lagen nun in großen Stößen aufgehäuft auf dem offenen Platz vor dem Amphitheater. Niemals vorher hatte der Architekt die volle Wirkung seines Werkes beurteilen können.

Als er so dastand und es einige Minuten lang von dem höchsten Punkte der Via sacra aus, wo jetzt der Bogen des Titus steht, überblickte, jagten tausend verschiedene Gedanken durch den Geist des Architekten. Er sah endlich vollendet das Werk vor sich, welches seit Jahren jeden Gedanken, jede Kraft und die Energie seines ganzen Wesens in Anspruch genommen hatte, zu dessen Vollendung jede Gabe seines Geistes und seines Körpers bis aufs äußerste angestrengt war. Aus der Vergangenheit stiegen all die begrabenen Erinnerungen seines Unternehmens hervor, von der ersten Aufwallung triumphierender Hoffnung an, als er von Vespasian erwählt wurde, den Plan auszuführen, welcher von dem großen Augustus Jahre vorher entworfen war, das mächtige Amphitheater der Welt zu entrichten. Und dann die endlosen Enttäuschungen, Schwierigkeiten und Verzögerungen in der Arbeit selbst; das häufige Wechseln des Planes, zuweilen wegen der launenhaften Ideen des Kaisers und öfter wegen des verzweifelten Strebens, sich selbst zu befriedigen; der fortwährende Aerger über die Kritik eifersüchtiger Rivalen oder unwissender Kunstfreunde; das Mißtrauen, die Nachlässigkeit oder Dummheit der Untergebenen; die Widerwärtigkeiten mit den Lieferanten; die Mängel in der Arbeit — diese und tausend andere Aufregungen, welche gekommen und geschwunden waren und die letzten Jahre seines Lebens so schwer wie das Gewicht einer ganzen Lebenszeit gemacht hatten, durchkreuzten schnell seine Gedanken. Aber bald machten sie dem Gefühle des Triumphes Platz, welches einige Augenblicke seinen Geist bei dem Anblicke des großen, endlich vollendeten Werkes erfüllte. Die Farbe stieg in die Wangen des Architekten, seine Augen funkelten mit ungewohntem Glanze, und es würde für den Dabeistehenden leicht gewesen sein, zu bemerken, daß sein ganzer Körper von einer heftigen Bewegung ergriffen war.

Aber schnell wechselte dieses Gefühl wieder mit einem andern nicht weniger natürlichen, — ich möchte sagen nicht weniger unvermeidlichen. Es ist das seltsame Gefühl der Melancholie, das stets ein vollendetes Werk begleitet — das in der Stunde des größten Erfolges des Menschen kommt, um ihm zuzuflüstern, wie der Sklave in dem Wagen des triumphierenden Kaisers, daß er sterblich ist — dieses Gefühl schlich sich über den Geist des Gaudentius, noch ehe die Freude über seinen Erfolg verschwunden war. Es kam auch mit jener unwiderstehlichen Gewalt, welche es besonders auf tief angelegte und gefühlvolle Naturen ausübt. Plötzlich, er konnte nicht sagen wie oder warum, erfüllte eine unbestimmte Traurigkeit seine Seele. Dasselbe Gebäude, welches fünf Minuten vorher sein Stolz, seine Freude gewesen war, schien von seinen Bogen mit tausend Augen auf ihn zu starren, und jedes Auge voller Trauer; und als er langsam die Via sacra hinunterging, immer noch seine Augen auf das Gebäude heftend — sein Gebäude — murmelte er mit einem Seufzer zu sich selbst: „O, Marcella! wieder deine Worte!"

Jemand, der an die Nachbarschaft des entstehenden Amphitheaters gewöhnt gewesen wäre, würde in den letzten Monaten leicht erraten haben, daß etwas Ungewöhnliches sich ereignet hatte oder im Begriff war, sich zu ereignen. Statt des gewöhnlichen Lebens und Treibens, des Klopfens der Hammer, des Krachens der Balken und des Geschreis der Arbeiter, welche sich unter den Bogen oder an den Mauern gegenseitig zuriefen, war eine Ruhe und Stille auf dem ganzen Platze, welche einen Aufschub der Arbeit ahnen ließ. Nicht nur die Gerüste waren von dem Gebäude entfernt und sorgfältig an einer Seite aufgestapelt, sondern auch die Wagen, welche sich gewöhnlich nach dem Raume vor dem Eintritte drängten, waren diesen Morgen nicht da, mit Ausnahme einiger, die, mit kolossalen Travertinblöcken angefüllt, zu schwer zum Wegschaffen gewesen waren. Von diesen waren daher die Ochsen entfernt, und sie durften stehen bleiben. Die Arbeiter selbst standen in Gruppen umher oder saßen auf dem Rande eines großen Springbrunnens, in dessen Mitte ein massiver Marmorkegel aus vielen Röhren zarte Strahlen emporwarf, die an der Seite wie Silberperlen herunterrieselten, während eine nicht geringe Anzahl in voller Länge im Sonnenschein ausgestreckt lag, ihren freien Tag in echt italienischer Weise genießend. Dies waren meistens die freien Arbeiter, geschickte Mechaniker und dergleichen. Aber ein wenig weiter davon, in dem Raume an der Seite des Gebäudes, war eine dicht gedrängte Menschenmenge versammelt, von denen viele auch frei, aber der größere Teil je neun oder zehn zusammen gekettet waren. Die schurkenhaften Gesichter vieler derselben zeigten deutlich genug, was sie wirklich waren — der Auswurf der Gefängnisse von Italien und Gallien, welche durch die großen Bauten, die in Rom während der Regiernng der letzten Kaiser aufgeführt wurden, und bei denen man ihrer bedurfte, dem Amphitheater und Galgen entgangen waren, um einem kaum weniger grausamen Schicksale entgegen zu gehen; andere hatten etwas weniger Verkommenes aber nicht weniger Elendes in ihren Zügen. Das Schicksal des Krieges hatte sie weit fort von ihrer Heimat geworfen, ihrem Sieger zu dienen; einige verrieten durch ihren großen sehnigen Körper, geflochtenes Haar, dichte Augenbraunen und dunklen Bart die Bewohner von der Donau her; andere, durch ihre ungeheure Größe, gesponnene Krause am Halse gekennzeichnet, waren augenscheinlich Gallier; und einige, dem Aussehen nach diesen letzteren ähnlich, jedoch ohne die bezeichnende Halskrause, waren gefangene Briten, die sich des Verbrechens schuldig gemacht hatten, ihre Häuser gegen die Römer verteidigt zu haben. Sie waren alle fast nackend, und ihre mageren, dürren Gestalten und ihr verhungertes Aussehen erzählten eine Geschichte grausamen Leidens.

Aber besonders bemerkbar war der große Haufe von Männern — mehr als die Hälfte der Zahl — deren sonderbare Erscheinung einen Fremden sogleich angezogen haben würde. Es waren kleine dunkle Männer; ihr tief glänzendes Auge in einem ovalen, rötlichen Augenlide, das lockig schwarze Haar und der Bart, vor allem aber die hervorstehende Nase und aufgeworfene Unterlippe waren die unverkennbare Charakteristik der jüdischen Rasse. Es waren die Gefangenen von Jerusalem — die hartnäckigsten Verteidiger der Stadt bei der letzten großen Belagerung — welche vor zehn Jahren hierhergebracht und wegen ihrer Standhaftigkeit oder vielmehr Heldenmutes zu einer noch unerträglicheren Sklaverei als die ihrer Väter in Aegypten verurteilt worden waren. Was für eine Verschiedenheit auch in den einzelnen Gesichtszügen dieser Männer sein mochte, in jedem einzelnen Gesichte pflegte derselbe Ausdruck mit einem Stempel aufgedrückt zu sein — ein Ausdruck des Trotzes, vermischt mit dem des Stolzes und so bitteren Hasses, daß das Herz desjenigen, welcher es erblickte, bedrückt wurde, und dabei ein Bild so tiefen Elendes — ein sehnender, trauriger, bohrender Blick, welchen keiner als ein Römer ohne Mitleid gesehen haben würde.

Dies waren die Arbeiter, durch deren unaufhörliche Arbeit der Riesenbau endlich vollendet worden war. Aber kein Strahl der Freude über die Vollendung fiel in die düsteren Herzen dieser elenden Menschen, welche an diesem Tage hier warteten. Das vollbrachte Werk brachte ihnen keinen Gewinn, war kaum von Interesse für sie.

Doch — ja! Es waren einige, für die es von Interesse war; einigen der Geschicktesten unter ihnen war Freiheit versprochen worden, wenn das Amphitheater eröffnet würde, und noch viel mehr sahen demselben Tage mit nicht weniger eifrigem Sehnen entgegen, der Freiheit gewiß, welche sie im Tode auf dem Sande der Arena gewinnen sollten. —

3. Kapitel.

Das Innere.

Als Gaudentius den großen Bogengang erreichte, welcher in das Innere des Amphitheaters führte, stand er still, um einen der vier Wächter, welche am Eingange aufgestellt waren, zu fragen, ob irgend jemand in dem Gebäude wäre.

„Nein," war die Antwort, „mit Ausnahme von einem, der einen unterzeichneten Paß gehabt und gesagt hätte, er warte auf Gaudentius."

Der Architekt ging hinein, von seinem Sklaven mit der Mappe gefolgt, und als er den langen gewölbten Gang entlang ging, welcher zu den Sitzen des Kolosseums in der Arena führt, traf er plötzlich auf einen jungen Mann, welcher in einer Ecke der inneren Wand lehnte und mit ernstem Ausdrucke auf die ungeheure Perspektive der sich entfernenden Stufen, welche sich um ihn herum erhoben, blickte.

„Ah, Glykon!" rief Gaudentius, „guten Morgen. Ich weiß, ich habe dich warten lassen. Ich hätte eine halbe Stunde eher hier sein müssen, aber die alte Geschichte — ein Hindernis in der Suburra."

„Ich ahnte es schon," sagte der junge Mann, welcher, als er sein Gesicht umwandte, seltsame schöne und ausdrucksvolle, nicht rein römische Gesichtszüge zeigte; „wir haben nur möglichst guten Gebrauch von unserer Zeit zu machen; der Kaiser wird in einer Viertelstunde hier sein."

Sie traten zur Seite in den Schatten, und Gaudentius, den Sklaven rufend, öffnete die Mappe und bedeckte schnell die Steinblöcke, welche umherlagen, mit Plänen, Zeichnungen und Umrissen. Sie waren bald in Erörterungen über dieselben vertieft. Von Zeit zu Zeit nahm der jüngere Mann seine Täfelchen heraus und notierte sorgfältig auf, was Gaudentius ihm diktierte. Als endlich alle Pläne durchgesehen und die Mappe geschlossen war, blieb noch etwas Zeit vor der erwarteten Ankunft des Kaisers übrig. Glykon schlug vor, auf die Spitze des Gebäudes zu steigen.

Ich nehme an, daß meine Leser einen genügenden Begriff von dem Aussehen und der Form des Kolosseums durch Zeichnungen, Photographien und dergleichen haben, um nur eine ins Gedächtnis zurückrufende Skizze des Planes zu bedürfen. Die Arena oder der Raum, in welchem die Kämpfe stattfanden, war ein ebener Platz, oval geformt, ungefähr neunzig Ellen lang und von einer etwa fünfzehn Fuß hohen Mauer umgeben, welche eine Art Podium rings herum unterstützte. Hierauf standen die Marmorstühle der Senatoren, Magistratspersonen und bürgerlichen Würdenträger Roms: der Mittelpunkt der Ostseite war von dem prächtig geschnitzten Throne des Kaisers eingenommen. Ueber diesem Podium erhoben sich die Treppenreihen bis in den Hintergrund und die Spitze des Gebäudes. Sie waren mit Bänken besetzt und durch niedrige Mauern in Zwischenräume eingeteilt und gehörten den verschiedenen Klassen, aus welchen das römische Volk bestand. Die vierzehn Reihen gerade über dem kaiserlichen Podium waren mit Marmorsitzen für die Ritter von Rom ausgestattet; darüber war eine niedrige Wand mit durchbrochenen Thüren, die nach den Bogengängen und Passagen führten. Dann kam eine andere Zahl von Stufen, wo weniger kostbare und kunstreich geschnitzte Sitze für die freien Bürger waren. Eine andere niedrige Wand teilte diese von einer oberen Stufenzahl, auf welcher starke Holzbänke für das gewöhnliche Volk und die Armen von Rom gestellt waren.

So weit war das Amphitheater zu dieser Zeit erst fertig. Als es vollendet war, erhielt das vierte Stockwerk eine bedeckte Halle, von welcher Frauen auf die Schlachterei unten herabblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

12. Juni 1901.

Die Juli-Nummer des Delineator in 625,000 Ex. herausgegeben, übertrifft alle ihre Vorgänger. Der Artikel über die Pan Amerikanische Ausstellung, durch prächtige Lithographien illustriert, ist besonders zu empfehlen. Preis 15 Cents. Adressiere: The Butterick Publ. Co., New York, N. Y.

Freitag, den 7. Juni, kamen die beiden Schwestern, Frl. von Steen, Beatrice, Nebr., hier an, um eine Zeitlang als liebe Gäste in Elkhart zu weilen. Zwei Wochen hatten sie sich schon in Chicago aufgehalten. Von hier geht's zur Ausstellung nach Buffalo.

Br. H. A. Görz, unser begabter Gehilfe in der Aid Plan Arbeit, also Korrekturleser u. s. w. hat uns verlassen. Br. Görz hat auch eine Zeitlang die S. S. Lektionen geschrieben und ist deshalb manchem Mennoniten lieb und wert geworden. Hoffentlich gelingt es ihm, bald eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Stellung zu finden.

Geld zu erben.

Nachricht für die Erben des in der Stadt Berdjansk im Herbst v. J. verstorbenen, aus Gnadenfeld herstammenden Getreidehändlers, alten Junggesellen Heinrich Voth.

Wie Schreiber dieses aus guter Quelle vernommen, hat der Verewigte ein Testament hinterlassen, wonach sein Vermögen nach Abzug der verhältnismäßig nicht großen Sondervermächtnisse, seinen Erben zufallen solle, doch nur, wenn sie sich in bestimmter Frist gesetzlich melden. Geschieht das nicht, so ist es für wohlthätige Zwecke bestimmt. Die Hinterlassenschaft wird, nach Abzug der als verloren anzusehenden Summen, auf etwa 40,000 Rubel geschätzt.

Aus Gründen, deren Angabe ich für überflüssig erachte, finde ich mich bewogen, den werten Editor der „Rundschau" zu bitten, diese Nachricht in dem Blatt aufnehmen zu wollen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte der Verewigte nur eine Schwester (ist's vereh. Bekker?), die dach Amerika auswanderte.

Vor Jahren erfuhr Schreiber dieses von einer gerichtlichen Aufforderung der Erben eines Verstorbenen und teilte es alsbald dem ehestens zu erreichenden Erben mit. Es gelang diesem noch vor Ablauf des gestellten Termins sich mit den Beweisen zu melden. Es wurde ihm auch ohne Umstände oder Verzug die Hinterlassenschaft als alleinberechtigter Erbe verabfolgt.

Man könnte sich wohl zuvörderst bei dem Schulzen über die in Berdjansk wohnhaften Mennoniten, Herrn Wilhelm Rempel, der mit der Sache zunächst zu thun, wenn nicht noch hat, wenigstens hatte, und in dem Wollostamt in Gnadenfeld melden.

N. N.

Briefkasten.

Anna Hübner, Alexanderkron. — Ihr Vorschlag ist gut. Wenn mal jemand mehr Exemplare „Rundschau" erhält, als bestellt sind, so ist das eben nicht schlimm; wenn aber zu wenig im Paket sind, das ist verdrießlich. Doch wir wollen gerne nachliefern.

Jakob Friesen. — Werde den Artikel noch nicht verbrennen. Sobald ich Zeit habe, will ich wenigstens einige Gedanken daraus im Blatte bringen. Stimme dem größten Teile des Artikels vollständig bei. Dank.

Adreßveränderung

Andreas Stahl hat seine Adresse von Freeman, Süddakota, nach Saskatoon, Saskatchewan, verlegt.

Aid Plan.

Da der Schreiber des Aid Plan jetzt wieder ohne Gehilfe ist, so werden die lieben Distriktsschreiber hiermit gebeten, in den kommenden zwei Wochen doch etwas Geduld zu haben, wenn die Bedienung sollte etwas säumig ausfallen.

„Laßt still mich meine Bahnen wandern —"

Laßt still mich meine Bahnen wandern,
Die abseits von der Straße ziehn,
Mir wurde lieb, was manchem andern
Kaum des Beachtens wert erschien;
So ich den Meinen darf genügen,
Trag' willig ich des Alltags Pflicht,
Doch jeder Strömung mich zu fügen
Taug' ich trotz alles Träumens nicht.

Sah manchen rasch zur Höhe steigen,
Sah bei der Menge Jubelruf
Den duftiggrünen Lorbeer reichen
Dem Götzen, den ein Zufall schuf;
Sah manches Irrlicht lockend winken
Und sah auf trügerischer Bahn
So manchen rettungslos versinken,
Dem's jenes Locken angethan.

Wenn nach des Tages Müh'n und Drängen
Mein Heim als stiller Hafen winkt,
Wenn in des Gärtchens Laubengängen
Der Frohlaut meiner Kleinen klingt,
Und wenn mein Völklein schlafen gangen
Und still ich träum' beim Lampenschein,
Dann zieht, trotz manchem Sturm und Bangen
Es doch wie Glück im Herzen ein.

Das Werden, das in Feld und Haide
Dem Blick sich tausendfach erschließt,
Das dünkt mir schönere Augenweide,
Als sie der lauten Welt entsprießt;
Ein gutes Buch, ein Stillversenken
Ins Reich, darin das Schöne wohnt,
Hat reicher, als der Lärm der Schenken,
Als Festesrauschen mich belohnt.

Laßt still mich meine Straßen ziehen,
Ob anders sie als eure sei,
Just auf entlegnen Pfaden blühen
Der schönsten Blüten mancherlei;
Ob draußen in der Welt mit Schweigen
Mein Name ungehört verweht —
Ich nenn' so manchen Schatz mein eigen,
D'ran achtlos Ihr vorübergeht.

H. Glauch.

Die Aussichten für deutschen Schulunterricht in den Nordwest-Territorien.

(Eingesandt.)

Rosthern, Sask., 24. Mai. Da ich auf Veranlassung hiesiger Schulfreunde eine Reise nach Regina machte, um womöglich im Interesse der deutschen Sprache in unseren öffentlichen Schulen etwas zu thun, um eine diesbezügliche Bittschrift an unsere Legislatur zu unterstützen, so werden obige Freunde auch wohl einen Bericht von mir erwarten. Nachstehend möchte ich einen folgenden unterbreiten.

Sonnabend, den 4. Mai, früh morgens, wurde ich von unserem lieben Aeltesten nach Rosthern zur Station gefahren. Hatte wegen Verspätung des Zuges im Städtchen einen langen Aufenthalt. Etwa 4½ Uhr nachmittags dampfte der Zug ab, dem Süden zu; Sonntag, 5 Uhr morgens, war ich in Regina. Da ich hier gänzlich unbekannt war, suchte ich mir Herrn Bocz von der „Rundschau" auf, welcher die Freundlichkeit hatte, noch am selben Tage mich mehreren der Volksvertreter vorzustellen und welcher mir auch später in mancher Beziehung behilflich war. Es würde nun zu weit führen, wenn ich die Besprechungen mit allen Vertretern hier wiedergeben wollte. Will mich auf etliche Hauptsachen beschränken. Die meisten der Vertreter von teilweise deutschen Distrikten hatten Bittschriften von ihren deutschen Wählern in Händen und schienen sich auch lebhaft für die Sache zu interessieren. Ehrende Erwähnung verdienen in dieser Beziehung der deutsche Vertreter, Herr A. S. Rosenroll von Wetaskiwin, George H. Brown von Regina, R. S. Lake, Grenfell, Assa., und Matthew McCauley von Edmonton. Vier andere, aus ebenfalls teilweise deutschen Distrikten beriefen sich auf den Premierminister, Herrn Haulrain und auf die Schwierigkeiten, die eine derartige Begünstigung der Deutschen nach sich ziehen würde, indem dann Duchoborzen, Galizier, Ebräer usw. dieselbe Begünstigung erwarten dürften, wie sie den Deutschen gewährt würden. Sie versprachen mir indes, die Sache zu unterstützen, falls sie zur Verhandlung käme, haben sich aber teilweise, wenigstens anderen gegenüber anders ausgesprochen, wie mir mitgeteilt wurde.

Herrn D. J. Goggin, Superintendent des Unterrichtswesens, suchte ich mir in seiner Office auf und fand ich seinerseits sehr freundliches Entgegenkommen. Oben erwähnte Schwierigkeit wurde auch von ihm ausgesprochen und des weiteren besprochen. Sodann meinte er, daß die Regierung verpflichtet sei, für alle autorisierten Lehrgegenstände auch die erforderlichen Lehrkräfte zu besorgen, daß also, falls die deutsche Sprache autorisiert werde, die Regierung auch dafür zu sorgen habe, daß genügend qualifizierte deutsch-englische Lehrer vorhanden seien und falls sie dieses nicht könnten, was mehr als wahrscheinlich sei, indem sie schon jetzt oft Schwierigkeiten haben, geeignete Lehrkräfte für alle Schulen zu besorgen, fast gezwungen werden könnten, temporäre Certificate auszustellen an Lehrer, die zwar kein Examen bestanden haben, doch aber den Ansprüchen gewisser Distrikte entsprächen. Uebrigens schätze er die deutsche Sprache hoch, erkenne an, daß es für jeden gebildeten Menschen sehr wertvoll sei, dieselbe zu beherrschen und daß z. B. er selbst, als Lehrer von Beruf, es tief beklage, nicht deutsch zu verstehen, da ja die wertvollsten pädagogischen Schriften in der deutschen Sprache herausgegeben werden. Ich erlaubte mir zu erwidern, daß man ja die Schwierigkeiten den Distrikten überlassen könne, daß also, falls ein Distrikt deutschen Unterricht in der Schule wünsche, es demselben überlassen bleibe, den Lehrer zu finden, der deutsch unterrichten könne, zugleich aber auch sein Examen bestanden habe; da es ja auch jetzt jedem Distrikt frei steht, den Lehrer seiner Wahl anzustellen, daß man von seiten der Regierung ja fest bleiben könne, gegenüber von Applikationen für nicht qualifizierte Lehrer. Herr Goggin meinte sodann, daß so ein Festbleiben Franzosen gegenüber wohl möglich sei; bei den Deutschen aber habe er seine Befürchtungen, da denselben mehr „doggedneß" (Eigensinn, fester Wille) eigen sei. Ich sprach die Hoffnung aus, daß, falls die deutsche Sprache erlaubt werde, dieses ein Sporn sein dürfte für deutsche junge Leute, sich genügend Kenntnisse zu erwerben, daß sie das Examen bestehen könnten, worauf er dann meinte, daß die Erfahrung in Manitoba diese Ansicht leider nicht begünstige. Schließlich sagte Herr Goggin, daß eine derartige Maßnahme wohl ihre Schwierigkeiten haben, aber nicht unausführbar sei und daß ich seinerseits keine Opposition fürchten brauche.

Ich habe hier Herrn Goggins Ansichten in ihren Hauptpunkten wiedergegeben, weil er als Superintendent bezüglich der Schulgesetzgebung tonangebend ist, wenn er auch in der Legislatur keine Stimme hat.

Herrn Haultain, dem Premierminister, wurde ich im Windsor Hotel vorgestellt. Er sagte, daß er viele Briefe und Petitionen in dieser Sache habe, daß sie aber vom politischen Standpunkte aus die Deutschen vor anderen Nationalitäten nicht bevorzugen dürften und daß, was dem einen recht, dem andern billig sei. Auf meine Einwendung, daß man ja jeder Nationalität dasselbe Recht einräumen könne unter der Bedingung, daß sie, die Distrikte, die Lehrer finden, welche in diesen Sprachen neben der englischen unterrichten könnten, antwortete er, daß man sich doch als letzte Instanz an die Regierung wende, daß schon jetzt die Nachfrage größer sei, als der Vorrat von Lehrern und daß es wahrscheinlich nahezu, wenn nicht völlig, unmöglich sein würde, für Distrikte von Ausländern die gewünschte Klasse von Lehrern zu finden, falls man neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch noch fremde Sprachen autorisiere. Er sprach sodann seine Befriedigung und seinen Stolz darüber aus, daß die Mennoniten bei Rosthern nach so kurzer Zeit des Hierseins Distriktschulen organisieren, was in Manitoba eine so lange Zeit in Anspruch genommen habe. Ich sagte ihm hierauf, daß man das bei Rosthern in den meisten Fällen in der Erwartung gethan habe, daß man auch werde etwas deutsch unterrichten dürfen. Er versprach schließlich und wiederholte dieses Versprechen mehrmals, daß die Sache gründlich erwogen werden würde und falls eine Möglichkeit gefunden würde, die im Wege liegenden Schwierigkeiten zu beseitigen, so würde die Bitte gewährt werden. Nun, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, des können wir uns ja jetzt trösten. Falls nun aus der Sache nichts wird, dann hat es eben am guten Willen gefehlt und obiges war eine völlig leere Redensart.

Am letzten Tage meines Weilens in Regina machte Herr Rosenroll den Vorschlag, daß er, Lake und McCauley mit Herrn Paul Bredt und mir ein Komitee bilden, um Herrn Haultain eine Aufwartung zu machen und ihm, da die Bittschrift in ihrer eigentlichen Form wohl kaum die Aussicht hatte von der Legislatur berücksichtigt zu werden, den Vorschlag zu machen, daß die Regierung durch die Gesetzgebung ermächtigt werde, den Unterricht in fremden Sprachen zu gestatten. Ich bedaure nun, daß ich bei der erwähnten Zusammenkunft nicht zugegen sein konnte, doch habe ich unbedingtes Vertrauen zu den erwähnten Herren und ich glaube, daß sie die Sache in dieser Form zur Annahme bringen können, und werden. Herr Bredt ist vielleicht so freundlich und berichtet im „Nordwesten" näher über diesen Punkt.

Was uns Deutschen in den Territorien nun fehlt, sind Vertreter, die ein Herz haben für das Deutschtum und die das Zeug haben, mit Energie und Nachdruck für dasselbe einzutreten.

Während der vier Tage meines Weilens in Regina habe ich 17 aus den 30 Vertretern gesprochen. Im ganzen fand ich, daß man der Sache nicht gerade durchaus unfreundlich gegenüber stand. Zeitweise begegnet man der Ansicht, daß wir Deutschen nur aus Loyalität für „Kaiser und Vaterland" an unserer Sprache festhalten wollen. Ich habe versucht, irrige Ansichten im Sinne loyaler Deutsch-Canadier zu widerlegen.

Was nun aus der Sprache wird, muß die Zeit lehren. Die weitere Entwickelung der Sache wird uns Winke geben, wie sie in Zukunft anzufassen ist.

In der Hoffnung, daß wir Deutschen in dieser, wie auch in allem des Landes Wohl förderlichen Angelegenheiten einig und thatkräftig zusammenwirken werden Zeichnet achtungsvoll

David Toews.

(Fortsetznng von Seite 2.)

und so hab ich ihn gelassen. Da jauchzte die ganze Höllenschar: „Du hast deine Sache gut gemacht." Ja, wenn wir Christen uns in den Schlaf wiegen lassen, dann hat der Teufel gewonnen Spiel. Deswegen sind Missions-Besuche von großer Wichtigkeit.

Die Witterung ist dieses Frühjahr außer etlichen leichten Nachtfrösten, die dem Gemüse und Korn und besonders dem Wein geschadet, recht warm und schön. Obst kann es dies Jahr ziemlich geben. Der Farmhandel geht noch immer lebhaft weiter, wenn es so bei bleibt, dann wird unsere Ansiedlung bald dünne werden. Heinrich Thiessen, Abr. Buhler, Jacob Reimer haben wieder verkauft und mehrere stehen im Handel, warten alle Tage auf Entscheidung und dann geht's nach Saskatchewan. Abr. Buhler hat $32 für den Acre bekommen von seinem Schwager Johann Balzer. Die meisten verkaufen an Auswärtige, daher eine große Umwechselung. Das südliche große Versammlungshaus der Br.-Gemeine bliebt leer stehen und soll verkauft werden. Hier geht es voll in Erfüllung: „Die Welt ist rund, es muß sich drehen, anders muß es werden, besser soll es gehen." Möge der Herr es geben.

Gruß an alle Freunde und Rundschauleser mit Col. 3, 14—17.

David Walde.

Washington.

Odessa, den 2. Juni 1901. Liebe „Rundschau"! Bringe Folgendes unsern vielen werten Freunden in Saskatchewan, Manitoba und Rußland zur Nachricht, daß wir am 13. April, Saskatchewan, wo wir beinahe 10 Jahre gewohnt, verlassen haben. Da uns hier in Washington nicht alles zusagte, fuhr ich nach San Luis, Obispo Co., California. Für Viehzucht schien es mir dort sehr schön zu sein, aber für Weizenbau sind die Berge etwas zu steil. So haben wir jetzt nach langem Suchen uns entschlossen, hier im östlichen Washington anzusiedeln. In Douglas County giebt's noch viele Heimstätten aufzunehmen. Weitläufiges Gras, sage brush (ein graues Krautgestrüpp) und weil Brunnen gebohrt werden müssen, wo nicht Quellen sind, das hält den Ansiedler, der von anderswo herkommt, vom Landaufnehmen ab. Die eingewanderten Mennoniten von Oregon haben jedoch alle solches Land aufgenommen. Ich bin hier viel herumgekommen, und überall fand ich das Wasser ausgezeichnet schön, ob flach aus den Coules, oder tief durch

Stein gestoßen. Das beste Wasser in Saskatchewan ist nicht so gut. Bei den älteren Farmern sieht die Gegend hübsch aus, obzwar das Land sehr dicht mit großen und kleinen Thälern durchzogen ist. Obst giebt es da viel, doch scheinen mir wenigstens die Schattenbäume nicht ausdauernd zu sein. Das Klima ist schön, die Nächte sind kühl, und bis jetzt ist noch alle Tage leichter Wind gewesen. Was Quiring vom Sturm schreibt, der ihm die Pferde beim Pflügen aus den Furchen warf, soll nicht so sein. Leute sagen, so etwas giebt es hier nicht. Uebrigens staubt es ziemlich, weil die Erde lose ist. Gewitter ist leicht und es hat schon ein paarmal geregnet. Regen soll im allgemeinen schwach sein, auch im Winter; Schnee wenig und von kurzer Dauer. Die Atmosphäre soll bis zur Ernte feucht sein, daher kommt es, daß es hier so riesige Weizenernten giebt. Für Viehzucht ist es hier nichts, weil es an schönen Weiden fehlt. Hühnerzucht ist sehr profitabel. Gemüse soll gut thun, doch beschäftigen sich die Farmer nicht damit. Die Ansiedler sind außer etwa 45 Mennoniten-Familien, lutherischer und luth.-kongregationaler Konfession. Sie sind sehr gute Leute und doch sehnen wir uns zurück zu unseren Freunden in Saskatchewan.

Wir haben uns in Adams Co., 16 Meilen südlich von Odessa und 15 Meilen westlich von Ritzville eine halbe Sektion Land zu $11 per Acre gekauft. Es ist eingezäunt und hat ein kleines Häuschen. Unsere Post ist wie unten angegeben.

Alle unsre lieben Freunde sind hiemit herzlich gegrüßt von

Abraham H. u. Anganetha Friesen,
P. O. Meno, Adams Co., Washington.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, den 19. Mai 1901. Heute wird ein Sohn des Corn. Fast, ein Jüngling von ungefähr 17 Jahren, beerdigt. Er soll Montag krank geworden und Freitag gestorben sein. C. B. Löwen trifft Vorbereitungen, um wieder mit dem Schneiden von Bauholz zu beginnen. Die Saatzeit wird wohl in einer Woche beendigt sein. Morgen sollen die Gäste P. W. Töwsen von Oregon in Winnipeg eintreffen. Das Wetter ist trocken und warm. Ein durchdringender Regenschauer wäre schon sehr erwünscht.

Schließe für diesmal mit herzlichem Gruß an den Editor und alle Leser.

Ein Leser.

Reinland, den 3. Juni 1901. Wir haben zur Zeit ausgezeichnet schönes Wetter. Heute hat es bald den ganzen Nachmittag geregnet, ein Schauer nach den andern, welche die schier verschmachtete Erde denn auch sehr begierig in sich aufnahm. Die junge Saat steht noch sehr schön, aber auf den sandigen Hügeln wurde der Weizen schon etwas gelb von der Dürre.

Die Farmer sind sehr mit Bauen beschäftigt, daß hernach, wenn der Weizen einmal eingeheimst wird, auch Raum da ist.

Die hiesige Dampfmühle wird jetzt so in Anspruch genommen, daß die Müller gezwungen waren, auch die Nacht zu Hilfe zu nehmen.

Der Gesundheitszustand ist leidlich gut zu nennen.

Mit Gruß an alle Leser.

Johann J. Letkeman.

Steinbach. — Lieber Editor! Muß versuchen, etwas für unser wertes Blatt zu schreiben.

B. Dück, Clerk im Store bei Reimer & Sons, wurde letzten Sonntag in der Holdemans-Gemeinde getauft. Aeltester Jakob Kröker von Morris, tritt im Interesse seiner Gemeinde eine Reise nach Nebraska an.

Klaas K. Toews baut sich ein geräumiges Wohnhaus.

Peter Wieben, die einige Zeit hier in Manitoba waren, sind wieder mit allem zurück nach Minnesota abgedampft. Glück zu!

Es sind mit Herr und Frau Toews etliche Besucher von Oregon mitgekommen. Werden wohl dauernd hier bleiben.

Korr.

Rußland.

Krim, den 1. Mai 1901. Den 29. April fand in Baschlitscha die vierteljährliche Hauptversammlung statt. Es war ein schöner Tag, klarer Himmel mit etwas kühlem Winde. Die Versammlung wurde eingeleitet von Br. Abr. Kröker, Spat, mit Ps. 118 und Lied: Willkommen, Tag des Herrn. Dann las Br. Hermann Konrad Ps. 115, 12: Der Herr denket an uns und segnet uns. Dann redete Br. David Dürksen über Ebräer 13, 8: Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Dann war eine zweistündige Mittagspause. Nachmittag sprach Br. Jakob Hiebert, Spat, über 1. Kor. 7, 23: Ihr seit teuer erkauft. Dann redete Br. Jakob Kröker über Römer 8 bis 27: Wie der Geist Gottes lebendig uns frei mache, vom Gesetz der Sünde und des Todes. Ferner, wie er uns treibe, uns Zeugnis gebe, V. 14, und wie er immer wieder unserer Schwachheit aufhelfe. Auch trug der Baschlitschaer Chor manches schöne Lied vor, wodurch die Versammlung erbaut wurde. Montag, den 30. April, war vormittags noch eine Bruderberatung, wo noch manches beschlossen und erwägt wurde. Auch wurden sechs Brüder bestimmt, die zur Jahressitzung nach Sagradoska fahren sollen, die am 27. Mai ihren Anfang nimmt.

In Tokoltschak starb am 28. April d. J. Heinrich Sperling, welcher längere Zeit am Knochenfraß litt. Er brachte sein Alter auf 48 J. 6 M. Er ist ein Sohn des alten Joh. Sperling, Tokoltschak. Das Begräbnis findet am 1. Mai statt. In Simferopol im Lazareth starb ein Franz Martens, Sohn des Wilhelm Martens, früher Saribasch. Da er an einer ansteckenden Krankheit litt, konnten seine Frau und Geschwister nicht mehr zu ihm kommen, das letzte wurde mit ihm durchs Fenster gesprochen. Die Nachricht von seinem Tode kam erst mehrere Tage nach seinem Absterben, folglich war keiner von den Seinen dabei, als er dem Schoße der Erde übergeben wurde.

Peter Penner, Schönthal, läßt seine Schwäger in Amerika grüßen und bittet um ihre Adressen. Es sind nämlich: Abraham, Cornelius und noch ein N. Baier. Penners sind gesund, haben im Sinn auch nach dem Terek zu fahren.

Hörte neulich in einem Brief von Ufa die Nachricht, daß in derselben Nacht, als Reimers von Margenau, Molotschna, nach Ufa kamen, ihnen das beste Pferd gestohlen wurde. Als der Dieb gestört wurde, schoß er mit einem Gewehr, einige Entfernung von dem Hause. Nach nicht langer Zeit stand der Stall, worin das übrige Vieh war, in Flammen. Das Vieh konnte noch alles gerettet werden, außer eine Kuh und ein Baschkieren-Pferd wurden ein Opfer der Flammen. Reimers hatten noch etliches Vieh von der Molotschna mitgebracht. So was kann in dem fernen Norden noch öfters vorkommen.

In Fernheim ist am 2. Mai Hochzeit bei Reimers, Tochter Katharina, mit einem Klaßen von Nikolaidorf. In Mare wurde die Tochter des Heinrich Gerbrandt die Braut des Lehrer Hiebert von Jalautusch.

Es hat hier auf recht vielen Stellen schön geregnet, so daß es Hoffnung giebt auf eine gute Ernte.

Die Frau des Peter Wiens, Danilofka, ist gegenwärtig in Simferopol, bei Doktor Mühlenthal. Hatte das Scharlachfieber, und schließlich fand sich im Gefolge noch Wassersucht und Nierenentzündung. Laut letzter Nachricht sieht es etwas nach Bessern.

Ein Krimer.

Taurien, Alexanderkron, April 1901. Werter Editor! Da ich keinen bessern Weg weiß als die liebe „Rundschau", so bitte ich, dieses Wenige aufzunehmen, damit es allen Freunden und Verwandten eine Nachricht bringt. Liebe Geschwister Mantlers! Gruß zuvor! Euren Brief vom 8. Februar d. J. haben wir den 21. erhalten. Danke für die erzeigte Liebe. Auch du, l. Schwägerin, hättest mir doch auch mal einen recht langen Brief schreiben können, und mir etwas von deiner Kansas-Reise, von unseren Geschwister-Kinder und all den Lieben berichten. Wenn ich auch mal könnte Umschau halten unter euch allen dort, welches aber in meinem Leben nicht werden wird, denn es ist zu weit von hier bis dort. Es wollte sich mir fast ein Schmerz fühlbar einschleichen, als ich las, daß ihr tausend Meilen weiter ziehen wollet. Ja, ich kann jetzt aus Erfahrung sprechen, so gehet es uns jetzt. Wir sind alt. Aber ein Jahr ohne Kinder zu Hause, kommt mir fast so vor, wie da so öfters gesagt wird: wie eine kleine Ewigkeit. Aber ich habe den l. Herrn und Heiland flehentlich gebeten, er soll es doch so lenken und führen, daß ich ein paar Kinder zu Hause wohnen haben könnte, und der Herr hat meine Bitte erhört. Jetzt bleibt mir nur zu danken übrig. Aber wenn es so lang als ich lebe so bleiben möchte, daß sie nicht von Wegziehen sprechen möchten! Denn hier ist eine Krankheit eingetreten, sie ist nicht schmerzlich zum Sterben, aber doch sehr ansteckend und überschlagend, bei Reichen, Armen, Jungen und Alten. Alles schien sich der Krankheit zu ergeben, aber jetzt ist schon mancher, der Widerstand leistet und hier bleibt. Von unseren Kindern sind auch etliche, die sich ergaben, nämlich Teichriebs, Peter und Heinrich Hübners. Die Krankheit heißt Terekfieber. Und so ist es wie geschrieben steht: Der Mensch ist voll Unruhe, lebt kurze Zeit, blühet wie eine Blume, verwelkt, fällt ab, verdorret, und man kennet und siehet seine Stätte nicht mehr. Mit dankerfülltem Herzen und fröhlichem Gemüt habe ich oft der Zukunft entgegengeschaut, daß meine l. Kinder jeder seine eigene Wirtschaft mit Land, und wenn auch nicht jeder eine große oder Vollwirtschaft, haben. Bei jetziger Zeit will man viel haben, es ist wirklich so, je mehr er hat, je mehr er will.

Die lieben Osterfeiertage haben wir hinter uns. Der l. Bruder J. Esau hat uns sehr ermahnt und aufgemuntert, daß es alle Morgen und jeden Tag Ostern bei uns sein möchte, und daß ein jeder möchte ein fleißiger Fischer sein und das Netz zur rechten Seite, wo Jesus steht, auswerfen, dann kann und wird es einem jeden vortrefflich gelingen. Phil. 4, 7—13; Jes. 65, 24. 25.

Liebe Geschwister, mein Schreiben ist ins Lange geraten. Ehe ich zum Schluß gelangte, haben sich andere Begebenheiten dazwischen gedrängt. Wir sind in Zwischenzeit noch in der Krim gewesen. Haben dort Freunde und Bekannte besucht. Fuhren zugleich auch noch nach Simferopol, wo wir die Irrenanstalt besuchten, denn da ist die l. Frau Hooge. Es ist wohl nicht Freundschaft, aber mein Mann ist ihr Kurator, und ehe sie dahin kam, haben wir sie ein Jahr bei uns gehabt. Als wir da hineinkamen, wußte sie gleich, wer wir waren, wollte auch gerne mitfahren. Sie dauert mich jedesmal, wenn von der Anstalt gesprochen wird. Sie war jung, ohne Eltern, ohne Mann, alle gestorben; nur zwei kleine Mädchen blieben ihr, welche aber auch getrennt sind, und nur hin und wieder ihr Mütterchen besuchen können.

Es ist hier lange trocken gewesen; den 17. und 18. hat es ein wenig geregnet, den 22. hat es den ganzen Tag geregnet. Die Bäume stehen in schönster Blütenpracht da.

Unsere Kinder Heinrich Neumanns (Tochter Anna) wohnen zu Hause, und da sie auch die „Rundschau" halten, so lesen wir sie auch, auch den „Zionsboten". Und so bitten wir alle lieben Freunde von unsern l. Geschwistern, wo und wer sie sein mögen, was von sich hören zu lassen. Bitte um Photographien, denn ich habe gehört, daß ein Schwester-Sohn, Namens Isaak, ein Photographist ist.

Nun zum Schluß, bitte alle Freunde und Bekannten zu schreiben, auch Adresse und Namen uns zu schicken. Wir wohnen noch immer in unserer alten Wirtschaft, sind ziemlich müde und in den sechzigern.

Einen herzlichen Gruß an alle Freunde, Leser und Editor.

Anna Hübner.

Nju York, den 8. Mai 1901.
Lieber Editor!

Grüße doch J. Ens und Isaak Dyck, Rosthern. War kürzlich in Neuendorf. Löwens und alte Enßen sind gesund; so auch wir. Getreide steht vielversprechend. Grüßend

Joh. Nickel.

Landwirtschaftliches.

Die Pelz- und Kleidermotte und ihre Vertilgung.

Von A. G.

Es geht wohl keine Haushaltung leer aus, in welcher nicht Klagen laut werden über den Schaden, den die Raupen der genannten Motten an Pelz- und Wollwaren anrichten. Die gewöhnlichen Vertilgungsmittel, als Steinklee, Sumpfporst u. s. w. können erst in ihrer Blütezeit, in welcher sie auf die schon niedergelegten Eier, aber nicht mehr fliegenden Motten und auch noch nicht lebenden Raupen, gar keinen Einfluß ausüben, zur Anwendung kommen.

Bevor wir auf die rechte und gründliche Vertilgungsart eingehen, müssen wir zunächst die Lebensweise der Motten in allen ihren Entwickelungsstadien kennen lernen. Beide Mottenarten sind nun zwar in ihrer Lebensweise verwandt, da aber die eine jährlich in zwei Generationen, die andere nur in einer Generation lebt, so müssen wir jede für sich betrachten.

Die Pelzmotte.

Die Raupe dieser Motte ist madenförmig, schmutzigweiß, hat an den Seiten hellbraune Linien und einen schwarzen Kopf. Sie lebt in zwei Generationen, eine im Mai und Juni, die andere im Herbst. Der Schmetterling hat einen rotgelben Kopf und einen rauhen Rücken, der bräunliche Hinterleib trägt helle Ringe, die Beine und Fühler sind schwarz. Die Flügel tragen sämtliche weiße Fransen, die vorderen sind goldbraun, die hinteren gelblichweiß. Dieser Schmetterling sucht nachts die menschlichen Wohnungen auf, die erste Generation im Mai, die zweite im August. In diesem Zeitraum legt das Weibchen seine Eier in Pelzwerk, Wollzeug, Roßhaare und ausgestopfte Tiere. Nach 8 bis 14 Tagen kriecht die Raupe aus. Sie nistet sich in ihrem Nahrungsstande ein und verfertigt die zerbissenen Haare mit ihrem Gespinst zu einer sackförmigen, pergamentartigen weißen Röhre. Die Röhre hat an beiden Seiten eine Oeffnung; die vordere dient dazu, die Vorderfüße heraus zu thun, um mit ihrer Bedeckung weiter zu wandern, die hintere dagegen dazu, um die Exkremente, welche in pulverartigen Kügelchen bestehen, zu entfernen. Diese Raupe richtet nun durch Befressen der Gegenstände in den Pelz- und Wollwaren große Verheerungen an; sie beißt die Haare vom Grunde so scharf ab, als seien sie abgeschnitten. Nach einer Puppenruhe von 14 Tagen entsteht aus der Puppe ein Schmetterling.

Die Hauptvertilgung besteht nun darin, daß zur Flugzeit der Motten, im April und Mai und im Juli und August die gefährdeten Stoffe in sehr guten Verschluß gebracht werden. Selbst die Schüssellöcher der Schränke müssen verstopft sein, damit ihr Schmetterling seine Eier nicht anbringen kann. Sollten sich in einem Raume viele dieser Schmetterlinge aufhalten, so stellt man des Abends Oellampen auf. Die Schmetterlinge suchen das Licht auf und bleiben dann massenhaft auf dem öligen Leuchter haften. Die Vertilgung der Raupen kann mit Erfolg nur im Herbst und Frühling — 1. Generation — und dann im Mai und Juni — 2. Generation — vorgenommen werden. Es geschieht am leichtesten durch fleißiges Klopfen mit dem Stock, weil die Raupen ihre Futterale zum Verpuppen noch nicht befestigt haben. Das Ausklopfen der Pelz- und Wollsachen muß mit größter Sorgfalt geschehen, auf daß keine Stellen übersprungen werden. Ist dieses geschehen, so wickele man die Sachen in ein von der letzten Wäsche noch feuchtes Tuch, die Haare des Pelzwerkes nach außen gekehrt und lege das Ganze in eine Kiste. Bestreuen des Pelz- und Wollzeuges mit heißem Sande, der nachher wieder ausgeklopft werden kann, zerstört auch die Brut. Besser geschieht es aber durch Einschlagen in Schwefel geräucherte oder in Salz oder Salpeter gewaschene Tücher. Denselben Zweck erfüllen während der Lebenszeit der Raupen — nicht früher und nicht später — starkriechende Gegenstände als: Kampher, Kienholz, Juchtenleder Sumpfporst (Ledum palustre) und Terpentinöl. Im Spätherbst werden die Gegenstände einige Stunden der frischen Luft ausgesetzt, wodurch sich der starke Geruch verliert.

Die Kleidermotte.

Die Raupe ist der vorigen ähnlich, hat aber eine ockergelbe Farbe. Sie lebt vom Juli an in Kleidern, Tapeten, Ueberzügen, Sesseln, Betten, Pelzwerken und ausgestopften Tieren. Sie verrät ihren Aufenthalt durch ausgeworfenen Staub und pulverartigen Unrat. Sie ist erst im Herbste ausgewachsen und spinnt sich nach der Ueberwinterung im März oder April ein. Aus der Puppe bildet sich gegen Mai bis Juni der Schmetterling. Der silbergraue Schmetterling ist so klein, daß er durch jede Spalte hindurchkriechen kann. Man kann ihn daher kaum von Schränken fernhalten.

Das Weibchen legt seine Eier auf oder in die genannten Stoffe und zwar gegen Mai oder Juni. Die Eier weiß es so genau zu verteilen, daß für jedes Junge genügender Raum zum Zerstören ist. Dieses Zerstreuen der Eier macht die Wirkungen der Raupe weit gefährlicher, weil dadurch viele Teile eines Bettes, eines Tuchstückes auf einmal angegriffen werden.

Die Vertilgung dieser Motte geschieht in der Weise wie bei der vori-

gen. Im Mai und Juni: Fang der Schmetterlinge und Schützung der Gegenstände in fest verschlossenen Kisten. Im August, September und März: Fleißiges Ausklopfen der Möbel und Anwendung der Mittel, welche wir bei der Pelzmotte angegeben haben. Bei Kleidungsstücken ist das Anspritzen mit Terpentinöl von bestem Erfolg.

Ein Universalmittel zur Vertilgung beider Mottenarten giebt: ¼ Pfund Sadebaum (Juniperus Sabina) in ein Quart Wasser bis auf den dritten Teil eingekocht, kalt durch Leinwand geseiht und dann mit ¼ Quart Spiritus, worin ½ Drachme Bisam aufgelöst sind, vermischt. Beträpfelt man mit dieser Mischung ein Stück Leinwand und legt dasselbe zwischen die Pelzsachen, so geht die Brut zu Grunde. (Deutsch Am. Farmer.)

Zeitereignisse.

Afrika.

London, 4. Juni. — Lord Kitchener meldet aus Pretoria unter dem heutigen Datum: Soeben habe ich Dixons Bericht über das Gefecht bei Vlakfontein am 29. Mai empfangen. Auf unserer Seite standen 1450 Mann mit sieben Geschützen im Gefecht. Die Abteilung kehrte in ihr Lager bei Vlakfontein zurück, als der Feind unter dem Schutze des Buschwerkes des Veldts auf die Nachhut feuerte, welche aus 330 Mann des Regiments Derbyshire und Yeomanry mit zwei Geschützen bestand. Die Nachhut wurde geschlagen und die beiden Geschütze genommen. Als der übrige Teil der Truppen in Aktion trat, wurden die Buren vertrieben, die beiden Geschütze wieder genommen, und die Stellung der Buren besetzt. Wir verloren an Toten sechs Offiziere und 51 Mann, an Verwundeten sechs Offiziere und 115 Mann. Ein Offizier und sieben Mann werden vermißt. Auf dem Platze blieben 41 tote Buren. Die weiteren Verluste der Buren sind unbekannt. Es sind Verstärkungen abgesandt worden.

Hamilton, Bermudainseln 4. Juni. — Der Gouverneuer hat die Nachricht erhalten, daß am 3. Juni das Transportschiff „Armenian" mit 900 gefangenen Buren eintreffen wird, welche von zwei Kompagnien der Royal Warwickshire als Wachen begleitet sind.

London, 5. Juni. — Es verlautet, daß Lord Kitchener nicht um Verstärkungen nachgesucht hat. Der Kriegssekretär Broderick erklärte in einer gestern abend in London gehaltenen Rede, daß die Regierung über den gegenwärtigen Stand des Krieges keineswegs entmutigt sei. Der Krieg würde bald zu Ende sein, wenn der Feind nur zur Aktion übergehen würde.

Die Gesamtzahl der Todesfälle unter den britischen Truppen in Südafrika infolge von Krankheiten und militärischer Operationen während des Monats Mai beträgt 25 Offiziere und 709 Mann.

Deutschland.

Berlin, 4. Juni. — In einem großen Teile Deutschlands herrscht um diese Zeit ganz ungewöhnliche Hitze, und von überall her werden Fälle von Sonnenstich gemeldet. In Berlin sind während der letzten Tage eine Unmenge berichtet worden.

Auch die zum Besuch hier weilende Königin Wilhelmina hat unter der Schwüle gelitten. Als sie sich kurz vor ihrer Rückreise von dem Verein hier ansässiger Niederländer verabschiedete, bemerkte sie: „Die letzten Tage waren zwar sehr schön, aber die Hitze war doch zu arg."

Mit den Ernteaussichten in Preußen steht es sehr schlimm. Der Vorsitzende der ständigen Kommission des Landes-Oekonomie-Kollegiums beziffert den Verlust infolge der schlechten Entwicklung der Brotgetreide-Saaten in Preußen auf nicht weniger als 286 Millionen Mark.

Im Alsenzthal am Oberrhein ist durch Gewitterstürme schwerer Schaden angerichtet worden. Auch wurden mehrere Personen vom Blitz getroffen.

Großbritannien.

London, 4. Juni. — Heute begannen die großen Rennen zu Epsom. Das morgen stattfindende Derbyrennen erregt in diesem Jahre höheres Interesse als sonst. Ein Feld von 25 Pferden wird laufen.

Die Woodcote Stakes für Zweijährige im Betrage von 1000 Sovereigns wurden von R. S. Siviers „Scaytor" gewonnen. Das Pferd war im v. J. für 10,000 Guineen gekauft.

London, 4. Juni. — Andrew Carnegie sagte heute einem Vertreter der Associierten Presse, daß die Zeit kommen werde, wo die kontinentalen Mächte sich zusammenthun werden, um diese kleine Insel Großbritannien zu zerschmettern. Wenn das geschieht, werde England sich an die Ver. Staaten um Hilfe wenden müssen. „Ich hege die feste Ueberzeugung, daß diese Hilfe nicht verweigert werden wird. Die Ver. Staaten werden einschreiten und sagen: Weg da! Sie werden gerade so handeln, wie England im spanisch-amerikanischen Kriege handelte. Was England damals that, war groß und es ist noch nicht halb gewürdigt." Carnegie sagte Obiges im Langham Hotel, London, wo er aus Schottland angekommen war, um an den Zusammenkünften der Handelskammer teilzunehmen. Ueber die englisch-amerikanischen Beziehungen sagte Carnegie:

Ich glaube an die Gemeinschaft der englisch-sprechenden Rassen, womit ich meine, daß die Amerikaner und die Briten jetzt enger vereint sind, als je zuvor. Der beste Beweis dafür ist der kürzliche Besuch der Delegaten der New Yorker Handelskammer in Windsor.

Schweden.

Stockholm, 4. Juni. — Etwa 30,000 Personen beteiligten sich an dem heute stattgefundenen Begräbnis des Gründers des Skandinavischen und Nordmuseeums, Hazelius.

Italien.

Rom, 4. Juni. — Während der Papst in seinem Privatzimmer arbeitete, drang ein Irrsinniger in das Vorzimmer und rief: „Der Papst ist tot. Ich bin sein Nachfolger. Gebt mir die Krone!"

Die Nobelgarden ergriffen den Eindringling und hinderten ihn daran, in das Zimmer des Papstes zu dringen. Indessen hatte der heilige Vater bereits den Lärm vernommen und befahl die Verhaftung des Mannes. Derselbe war ein gewisser Valentino Paterno, welcher an religiösem Wahnsinn leidet. Er wurde in ein Irrenhaus gebracht.

Wie der Mann trotz der zahlreichen Thürhüter und Posten von dem äußeren Thore des Vatikans bis zu dem Zimmer des Papstes gelangen konnte, ist ein Rätsel.

Der Kleinkrieg in Südafrika.

Ueber die gegenwärtige Kriegslage stehen uns folgende verläßliche Daten zur Verfügung: Die Stimmung unter den kämpfenden Buren, die jetzt auf mindestens 18,000 Mann zu schätzen sind, ist bedeutend zuversichtlicher als die der Burenfreunde in Europa und Amerika, um so mehr, als ihr ausgezeichneter Nachrichtendienst den Freiheitskämpfern fortwährend Beweise giebt, daß die englische Armee weder in den Republiken noch in der Kapkolonie ihrer Aufgabe gewachsen ist. So erfahren die Engländer außerhalb der von ihnen besetzten Plätze unausgesetzt Mißerfolge. Die in Europa und Amerika Verwirrung stiftenden Reuterschen Lügen-Depeschen über englische Siege verfehlen also bei den Buren vollkommen ihre Wirkung. Die Thatsache, daß die Engländer die häufige Fortnahme von Eisenbahnzügen mit Proviant, Munition u. s. w. nicht hindern können, ist der Grund, warum alle Burenkommandos besser mit Nahrungs- und Kampfmitteln versorgt sind als die großen englischen Garnisonen, die infolge der systematischen Farmenverwüstungen fast ganz auf die Versorgung durch Eisenbahnzufuhren angewiesen sind. Die von den Europäern weit unterschätzte Härte des südafrikanischen Klimas wirft außerordentlich viele englische Soldaten auf das Krankenlager — Londoner Berichte sprechen von 36,000 Mann, die augenblicklich darniederliegen — während die unausgesetzte Jagd nach dem unsichtbaren Feinde auch die kräftigsten Leute erschlafft. Nach Angabe englischer Offiziere ist ein Ende des Krieges gar nicht abzusehen, liberale englische Politiker treten immer energischer dafür ein, daß der Krieg auf Grund annehmbarer Bedingungen für die Buren beendigt wird. Die Buren verlangen mit Recht ihre volle Unabhängigkeit, da Abhängigkeit von England mit einer vollständigen Verdrängung gleichbedeutend ist. Da England vorläufig noch nicht die Unabhängigkeit zugestehen will, wird der Krieg mindestens noch einige Monate dauern, jedenfalls aber so lange, bis nach Ministerium Chamberlain entweder gestürzt ist oder die Unabhängigkeit in aller Form zugesteht. An ein Nachgeben der Buren ist jetzt weniger zu denken als je, da sie außerhalb der Bahnlinien nicht allein im eigenen Lande, sondern auch in der Kapkolonie bis in den Bezirk Cradock die thatsächlichen Herren sind.

Ein englisches Telegramm aus Kapstadt meldet: Von allen Seiten gehen Nachrichten ein, welche bestätigen, daß die Kommandos der Aufständischen in der Kapkolonie und dem Oranjestaat Befehl erhalten haben, sich zu konzentrieren. Die Militär-Behörden sind zwar vorbereitet darauf, daß Dewet möglicherweise die Absicht hegt, das Kommando über die konzentrierten Truppen zu übernehmen, haben aber noch keine Kenntnis davon, daß Dewet sich schon auf dem Boden der Kapkolonie befindet.

Die Viehzüchter und die Oklahoma-Reservationen.

Der bekanntlich für August geplanten Eröffnung der Kiowa- und Comanche-Reservationen in Oklahoma stellen sich neuerdings unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg. Die Indianer haben gegen die Verteilung der betr. Ländereien einen energischen Protest eingelegt und hinter ihnen stehen die großen Viehzüchter des Südwestens, welche bislang jene riesigen Weidegebiete, über 3,000,000 Acres, von den Rothäuten für einen geringfügigen Betrag gepachtet hatten. Lange Jahre grasten ihre Herden in den Thälern am Abhange der Wichita-Berge und die Besitzer, zum Teil östliche Syndikate, wurden reich. Als die Bedingungen für die Eröffnung der Reservationen beraten wurden, setzten sie es durch, daß den Indianern außer je 160 Acres Weideland zugewiesen werden sollten, natürlich in der Voraussetzung, daß ihnen dadurch auch in Zukunft 480,000 Acres Weideland billig zur Verfügung stehen werden. Aber der Verlust der anderen 2,500,000 erschien ihnen nachträglich doch so schmerzlich, daß sie sich hinter die Indianer steckten und diese zu einem Protest veranlaßten. Den Vorwand bildet die Behauptung, daß die Stämme nicht um ihre Zustimmung gefragt und späterhin bei Festsetzung der Einzelheiten mehrfach benachteiligt worden seien. Es wird verlangt, daß die Eröffnung der Reservationen verschoben werden solle, bis der Kongreß zusammentrete, dem die Angelegenheit nochmals unterbreitet werden solle. Falls das Landamt dies verweigert, scheint man entschlossen zu sein, es mit einem Einhaltsbefehl zu versuchen.

Ob es gelingen wird, auf diese Weise den Termin hinauszuschieben, bleibt abzuwarten, erscheint indessen wenig wahrscheinlich. Denn die Vermessungsarbeiten gehen ungestört vorwärts; in der Kiowa- und Comanche-Reservation wird man bereits zum 12. Juni damit fertig sein, in der Wichita-Reservation bis zum 1. Juli. Die Indianer haben sich natürlich die besten Stücke ausgesucht, da sie genau wußten, wo diese zu finden waren. Daraufhin wird nun von angeblichen Sachverständigen die Behauptung verbreitet, daß für die meisten Ansiedler brauchbares Land überhaupt nicht übrig bleiben werde, da die weitaus größten Strecken der zur Verteilung gelangenden Gebiete dürr und unfruchtbar seien, ungefähr so wie das westliche Kansas. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hinter diesen Schwarzsehern ebenfalls die in ihrem Interesse bedrohten Viehzüchter stecken. Sie liegen in stetem Kampf mit der vordringenden Kultivierung des Bodens; jedes Jahr, das ihnen die weitere Ausnutzung der Prairien gewährt, bedeutet für sie Gewinn. Aber sie werden den Strom der Ansiedler nicht eindämmen können, der sich immer unaufhaltsamer in die dem Pfluge noch nicht erschlossenen Gebiete ergießt.

An den Grenzen der Oklahoma-Reservationen warten bereits 20,000 landhungrige handfeste Menschen auf das langersehnte Zeichen. Viele kamen von weit her und sind entschlossen, unter allen Umständen ein Heim zu erobern. Andere haben es nur auf einen Grabsch abgesehen, den sie baldmöglichst für bares Geld wieder losschlagen möchten. Bedeutendes Kapital wartet auf die Erschließung der Gebiete, um in den aus der Erde wachsenden Orten lohnende Anlage zu suchen. Die Bevölkerung von Oklahoma ist seit der Ankündigung von der bevorstehenden Eröffnung der Reservationen bereits um ca. 100,000 Seelen gewachsen und der Zuzug dauert unausgesetzt an, was dem Territorium durchaus nicht unangenehm ist, denn arbeitswillige Leute sind dort willkommen, besonders wenn sie, wie die meisten Landsucher etwas Geld mitbringen. Es wäre eine furchtbare Enttäuschung, wenn es den Indianern, d. h. den Viehzüchtern gelänge, die Eröffnung der Reservationen für dieses Jahr zu verhindern. Da indessen die Bundesbehörde die eigennützigen Motive, welche diesen Zettelungen zu Grunde liegen, wohl erkennt, dürfte sie sich so leicht nicht ins Bockshorn jagen lassen. (Ill. Staatsztg.)

Kabinetts-Sitzung.

Washington, D. C., 7. Juni. — In der heutigen regelmäßigen Kabinetts-Sitzung welche über zwei Stunden dauerte, bildete die Lage auf Kuba und den Philippinen den Hauptgegenstand der Besprechung. Von General Wood war eine Mitteilung betreffs der Aussichten für die bedingungslose Annahme des Plattschen Amendements eingetroffen, deren Inhalt jedoch nicht bekannt gemacht wird. Es kann übrigens gesagt werden, daß man in Regierungskreisen hofft, daß die kubanische Konstituante, nachdem die erste Verstimmung sich gelegt hat, die Vernünftigkeit, die Bestimmungen des Amendements anzunehmen, einsehen werde. Der Wortlaut der an General Wood zu sendenden Antwort war heute unter Erwägung. Mittlerweile soll der auf Kuba bestehende Zustand aufrechterhalten werden. Sollte die jetzige Konstituante unsere Bedingungen ablehnen, so werden anscheinend keine Schritte zur Einberufung einer anderen Konstituante gethan werden.

Das Programm für Errichtung einer Zivil-Regierung auf den Philippinen wird in Gestalt einer Ordre formuliert, die demnächst bekannt gemacht werden soll. Der Hauptpunkt des Programms ist, daß die Zivil-Verwaltung, die großenteils auf die Municipalitäten beschränkt sein und, dem Chef der Taft'schen Kommission und mehreren anderen Beamten übertragen werden wird, die ihre Funktionen unter der direkten Autorität des Kriegssekretärs, an den alle Berichte eingereicht werden müssen, ausüben werden. Es wird darauf hingewiesen, daß eine Zivilverwaltung unter militärischer Aufsicht, wie sie für die Philippinen vorgeschlagen ist, der Zivil-Regierung in Neu-Mexiko und den Südstaaten während der ersten Zeiten der Rekonstruktionsperiode ähnlich sein wird.

Thorit und Isham Granate.

New York, 7. Juni. — Dem „Herald" wird aus Washington gemeldet:

Ein brisanter Sprengpstoff (high explosive) hat die guten Beziehungen zwischen dem „Ordnance-Bureau" und der „Ordnance- und Fortifikations-Behörde" gestört. Eine ernste Meinungsverschiedenheit herrscht seit Jahresfrist zwischen diesen beiden Zweigen der Armeeverwaltung und liegt jetzt dem Kriegsminister Root zur endgiltigen Entscheidung vor.

Das sogenannte Fortifikations-Gesetz ermächtigt den Kriegsminister zur Ausgabe von $100,000, zwecks Ankaufs des Fabrikationsrechtes des Thorit und der Isham Granate, welche mit Sprenggelatine geladen werden kann. Die „Ordnarce- und Fortifikations-Behörde", deren Vorsitzender der General Miles ist, hat den Ankauf empfohlen.

Auf dem Probeschießplatz zu Sandy Hook hat eine Kommission unter dem Major Rogers Birney praktische Versuche mit verschiedenen Sprengstoffen, darunter Thorit, Maximit und Rendrock vorgenommen. Der Bericht über die Ergebnisse befindet sich im Besitze des Generals Buffington. Er ist zwar noch nicht der Oeffentlichkeit überge-

ben; man weiß jedoch, daß es in demselben heißt:

„Nach erschöpfenden Versuchen mit Thorit als Lademittel von Granaten für Feld-, Belagerungs- und Küstengeschütze, haben wir gefunden, daß sich eine entsprechende Wirkung nicht erzielen läßt, und wir empfehlen daher, daß weitere Versuche mit diesem Sprengstoffe eingestellt werden. Im Laufe der Versuche, die mit brisanten Sprengstoffen als Ladung für Feldgeschütz-Granaten unternommen wurden, zeigte es sich, daß Thorit und Thoritmischungen, im Verhältnis zu anderen Sprengstoffen, ungünstige Ergebnisse lieferten."

Das Maximit scheint die Kommission mehr zu befriedigen. In der Ordnance-Behörde ist man der Ansicht, daß die Kommission sich durch Voreingenommenheit hat beeinflussen lassen. Bezüglich der Isham Granate hieß es in einem Berichte: „Das Isham-Geschoß entspricht nicht den Erwartungen und erfüllt weder die gegenwärtigen noch die zukünftigen Ansprüche, welche der Artilleriedienst notwendigerweise stellen muß."

Die „Ordinance- und Fortifications-Behörde" besteht nichtsdestoweniger auf ihrer Empfehlung, daß das Thorit und die Isham-Granate angekauft werden sollen.

Blutige Schieß-Affaire.

Houston, Tex., 7. Juni. — Eine auf Schweinediebstahl lautende Anklage gegen den Sohn von Thomas Payne war die Veranlassung zu einer Schießerei, bei welcher der Vater des Angeklagten und L. G. Echols getötet, J. B. Perkins tötlich verletzt, und Dave Echols schlimm verwundet wurde. Die beiden Echols waren in dem Falle des jungen Payne als Zeugen vorgeladen. Die Männer trafen sich in der unteren Stadt und nach kurzem Wortwechsel wurden die Revolver gezogen. Perkins, ein Schwager Paynes', und L. E. Echols feuerten fast gleichzeitig. Echols' Kugel traf Payne, und im selben Augenblick streckte Perkins den Echols tot nieder. Dave Echols feuerte dann auf Perkins und den jungen Payne. Perkins wurde von zwei Kugeln im Unterleib getroffen und augenscheinlich tötlich verletzt. Perkins zerschoß dem Dave Echols den Arm, der amputiert werden muß. Der junge Payne blieb unverletzt. Obgleich die Straße zur Zeit mit Menschen gefüllt war, so wurde doch außer den direkt Beteiligten niemand getroffen. Die Kugel, welche der junge Payne abfeuerte, traf den Vater des Letzteren, der aber wahrscheinlich zur Zeit bereits tot war.

Sturmeswüten.

Tonkowa, O. T., 8. Juni. — Durch einen schrecklichen Wind- und Regensturm, der gestern nacht hier losbrach und zwei Stunden dauerte, sind zwei große Kirchen und gegen 30 Wohnhäuser beschädigt worden. Zwölf Häuser wurden niedergerissen und weggeweht. Frau John Martin trug durch einen Fall auf einen Stein, als der Sturm ihr Haus von seinem Fundament wegriß, eine schwere Verletzung davon. Der Salt Fork-Fluß ist mit Haustrümmern und Möbeln aller Art gefüllt. Die Einwohner hatten sich in Sturmkeller gerettet und blieben dadurch vor Verletzungen verschont.

Blackwell, O. T., 8. Juni. — Ein Tornado, gefolgt von einem Hagelsturm, traf letzte Nacht die kleine Ortschaft Eddy in diesem County. Es wird berichtet, daß drei Personen getötet und mehrere verletzt wurden. Hagelschlag im östlichen Teil dieses Countys und im westlichen Teil von Kay County richtete großen Schaden am Weizen an. Einer der Toten ist der Kontraktor J. H. Crawford.

Enid, O. T., 8. Juni. — Der schlimmste Sturm seit Jahren hat letzte Nacht im Territorium Oklahoma gewütet. Er begann um 10 Uhr abends und fegte bis 1 Uhr morgens mit der Schnelligkeit eines Tornado daher. In Billings, Noble County, wurde großer Schaden angerichtet und außerdem sieben Menschen getötet und viele andere schwer verletzt. Unweit Hennessey, Kingfisher County, fand ein Wolkenbruch statt, durch welchen in Kingfisher City großer Schaden angerichtet wurde.

Wichita, Kan., 8. Juni. — Nahe Billings, Okla., traf letzte Nacht ein Cyklon die Erde. Es wurden viele Gebäude in Trümmer gelegt und es sollen mehrere Personen getötet worden sein. Da die Telegraphendrähte zerrissen sind, so ist es schwer, Einzelheiten zu erhalten.

Wichita, Kan., 8. Juni. — Der Tornado, der letzte Nacht in Kay City so großes Unheil anrichtete, hat hauptsächlich in den Ortschaften Billings, Eddy und Tonkowa arg gehaust. Das Sturmgebiet erstreckte sich auf eine Länge von 36 Meilen und eine Breite von 10 Meilen. Der materielle Schaden wird mehr als $100,000 betragen.

In Eddy wurden Frau Maude McGathey, Louis McGathey und Robert McGiffin getötet und Charles Goldsmith, John McBrain, Hugh Prater, Howard Hamagan, Ruby Higinbothen und A. D. Evans verletzt.

In Billings sollen zwei Personen getötet worden sein, doch fehlt die Bestätigung dieser Nachricht.

Wirkung des Sturmes in Oklahoma.

Wichita, Kan., 9. Juni. — Ein Korrespondent, der heute vom Schauplatz der Verwüstung in Kay County, O. T., hierherkam, sagt, daß der Sturm, der in der Freitagnacht dort wütete, die Weizenernte von 400 Farmen westlich und nordwestlich von Blackwell vernichtet habe. Die Farmer, welche Bindfaden und Erntemaschinen gekauft hatten, ersuchen die Händler, die Sachen zurückzunehmen, und die Händler haben die Angelegenheit an die Fabriken verwiesen. Der Verlust der Ernten wird keinen Notstand verursachen, da die Farmer infolge guter Ernten während der letzten fünf Jahre sich in guten finanziellen Verhältnissen befinden.

Frau McKinleys Befinden.

Washington, D. C., 9. Juni. — Die leichte Besserung in Frau McKinleys Befinden, welches zu Ende der vorigen Woche eintrat, dauert an und man fängt jetzt an zu hoffen, daß die Patientin sich schließlich doch noch erholen wird. Die Besserung übrigens ist so unbedeutend, daß der immerhin noch sehr bedenkliche Zustand sich nicht wesentlich geändert hat. Folgendes Bulletin wurde heute morgen nach der üblichen ärztlichen Konsultation ausgegeben: 11 Uhr 15 Min. vormittags: Frau McKinleys Aerzte berichten, daß die Patienten eine sehr komfortable Nacht verbracht hat und daß die Besserung in ihrem Befinden andauert. „Die Thatsache, daß keine Wendung zum Schlimmeren eingetreten ist, wird in jeder Beziehung für ermutigend gehalten, da jedoch dieses Resultat zum Teil durch die unausgesetzte Anwendung starker Arzeneien bewirkt wurde, so sind die Aerzte in Sorge wegen der Wirkung, welche eine Reduzierung der Reizmittel auf die Kranke haben wird. Diese Reizmittel und die Beschwerden, an denen Frau McKinley in Kalifornien litt, die übrigens jetzt einigermaßen gehoben sind, haben die Widerstandsfähigkeit der Kräfte der Patientin in einem Grade geschwächt, daß fortwährend die Befürchtung gehegt wird, es möchte ein plötzlicher Rückschlag eintreten, von dem die Kranke sich nicht mehr erholen kann. Dr. Rixey macht regelmäßig drei Besuche im Weißen Hause, einen am Vormittag, wo die Konsultation der Aerzte stattfindet, einen am Nachmittag und den dritten Besuch am Abend. Heute nachmittag sprach er um 3 Uhr vor und da er Frau McKinley so wohl fand, wie es den Umständen gemäß erwartet werden konnte, so machten er und der Präsident eine mehr als anderthalbstündige Spazierfahrt, nach deren Schluß beide sich sogleich ins Krankenzimmer begaben. Dr. Rixey sagte später, daß keine wesentliche Aenderung seit dem Vormittagsbulletin eingetreten sei.

Auszüge aus John Alexander Dowies letzten „Predigt."

„Ich bin Elias, der Prophet, der zum erstenmal als Elias selbst, zum zweitenmal als Johannes der Täufer und nun zum drittenmal in mir kommt, dem Wiederhersteller aller Dinge. Elias war ein Prophet, Johannes war ein Prediger, aber in mir vereinigen sich die Eigenschaften des Prepheten, des Priesters, des Herrschers über Menschen. Ja, schaut mich staunend an. Ich sage es ohne furchtsames Zaudern. Braucht das gegen mich wie ihr wollt, ihr elenden Buben im kirchlichen Gewande. Ich bin die natürliche und die geistliche Verkörperung des Elias, und meine dritte Zukunft auf Erden ist von Maleachi, von meinem Gott selbst, von seinem Sohn Jesus, von Petrus und, vor 3000 Jahren, von Moses prophezeit worden. Alle, die glauben, daß ich dies alles in voller Wahrheit bin, sollen aufstehen".

Mehr als 3000 Zuhörer von den 5000, die sich im Auditorium zu Chicago eingefunden hatten, um John Alexander Dowie zu hören, erhoben sich und stimmten Dowie bei.

Die vorstehenden Worte waren der Gipfelpunkt einer wahnwitzigen und gotteslästerlichen Tollhäuslerrede, in der Dowie gegen alles, was ihm nicht anhängt, wütete.

Dreimal arbeitete sich Dowie in solche Wut, daß er kreischend ausrief: „Ich biete euch allen Trotz, ihr Feiglinge, ihr Hunde. Ich biete euch Aerzten Trotz, die ihr durch giftige Arzneien tötet. Ich biete euch Advokaten und Gerichten Trotz, die ihr Zion zu töten sucht. Ich biete euch Redakteuren verlogener Blätter Trotz, die ihr mich von meiner Kirche zu vertreiben sucht. Ich werde mein Werk nicht einstellen. Ich bin zu diesem Werk von Gott verordnet. Ich bin der Wiederhersteller aller Dinge. Ich biete euch Trotz."

„Versteht wohl, was ich meine. Ich werde mir in meine Regierungsweise nicht hineinreden lassen. Ich bin gekommen, um die Theokratie, rein und lauter, zu proklamieren, eine Regierung von Gott, durch Gott und für Gott, und ich werde nicht eher ruhen, als bis alle anderen Regierungsformen von der Erde verschwunden sind. Ihr redet von eurer Demokratie. Ach was! Ich sage euch, die Demokratie ist gewogen und zu leicht befunden worden. „Die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk" — albernes Gewäsch. Ich stehe treu zur Fahne und will nichts von Revolution wissen, aber ich fordere jetzt und hier, daß der Name Gottes zuoberst in der Konstitution der Ver. Staaten gestellt und die oberste Gewalt Gottes über alle Dinge darin anerkannt werde."

Zum Schluß seiner Rede forderte er wie immer Geld von seinen Zuhörern mit Bitten und Drohen, mit Thränen und Flüchen.

„Höret denn die erste Botschaft der Propheten," sagte er. „Ihr müßt eure Zehnten und Opfer in die Vorratskammer Gottes bezahlen. Verflucht müßt ihr sein, wenn ihr seinem Hause die Fülle rauben wollt, indem ihr seinem Willen, den er durch Elias kund thut, nicht gehorcht. Ich bin gekommen, um den Mammonsdienst in allen seinen Formen zu bekämpfen."

Die Kollekte soll sehr gut ausgefallen sein. Zum Schluß kündigte er an, daß er das Auditorium für jeden Sonntagnachmittag vom September an auf zwei Jahre gemietet habe; bis dahin werde dann der Tempel zu Zion vollendet sein.

Großer Frostschaden.

Boise, Idaho, 6. Juni. — Unsere Nachbarschaft wurde von einem Frost heimgesucht, wie man ihn um diese Jahreszeit seit 15 Jahren nicht mehr erlebt hat. Die Bundeswetterwarte in Boise meldet 30 Grad, während die Temperaturmeldungen aus dem ganzen Thale bis auf 26 Grade hinuntergehen. Die Früchte haben schweren Schaden gelitten, olgleich sich der Gesamtschaden noch nicht abschätzen läßt. Im Grande Bonde ist Schnee gefallen.

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 1. Juni 1901.

Chicago, Jll.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	73⅛—75¼
" No. 3 rot	
Korn, No. 2	43¼—43½
" No. 2 gelb	43¼—43⅜
Hafer, No. 2	27½—28¼

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	70 —
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	69½—

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 2 hart	70½—71
" No. 2 rot	71 —
Korn, No. 2 gem Cash	41½—
Hafer, No. 2 weiß	42 —

Viehmarkt.

Chicago, Jll.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	$5.00—5.50
Kühe, mittelmäßige	2.85—3.40
Kälber, beste	3.00—5.00
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	$5.75–5.80½
Do. durcheinander	3.00—5.60

Affen als Dienstboten.

Die amerikanische Hausfrau kann erleichtert aufatmen. Das Dienstboten-Problem, das ihr schon so viele schlaflose Nächte verursacht, ist als gelöst zu betrachten. Das versichert ihr keine geringere Autorität als der berühmte amerikanische Professor Herbert J. Webber, welcher sich durch seine Erforschung der Affensprache unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat. In einer Stadt von Wisconsin, in welcher gute Dienstboten ganz besonders rar sein sollen, haben sich mehrere wohlhabende Familien mit einander verbunden, um Japanesen zu importieren und die letzteren sollen sich denn auch als „Mädchen für alles“ bis jetzt recht gut bewährt haben. Professor Webber hat aber eine noch weit größere Idee ausgeheckt. Er empfiehlt den Damen, welche keine zuverlässigen Dienstboten aufzutreiben vermögen, seine besonderen Freunde aus der Tierwelt und verbürgt sich mit seinem ganzen wissenschaftlichen Ruf dafür, daß keine Hausfrau, welche sich einen Affen kauft, um ihm die Küchenschürze vorzubinden, dies zu bereuen haben werde. Er beruft sich darauf, daß der Hund, welcher doch lange nicht so intelligent und anstellig sei, wie der Affe, dem Menschen ein sehr nützlicher und wertvoller Hausfreund geworden sei. Warum sollten wir also einen solchen nicht auch in dem Affen gewinnen, wenn wir denselben in gründlicher und gewissenhafter Weise für seinen neuen Beruf erziehen? Professor Webber ist vorsichtig genug, um seinen Schutzbefohlenen nicht gleich als Küchenchef zu empfehlen. Eine von einem Quadrumanen gekochte Suppe würde er wahrscheinlich selbst nicht gern essen. Für alle übrige Hausarbeit aber eignet sich der Affe nach seiner Ansicht ganz ausgezeichnet und er behauptet geradezu, daß er — natürlich der Affe, nicht der Professor — als der Retter in der Not erschienen sei, um die armen Hausfrauen aus ihrer Verlegenheit zu befreien.

Das beste Zeugnis stellt Professor Webber dem Orang-Utang, dem Schimpansen und dem Gorilla aus. Diese drei Affen, so versichert er uns, sind von der Natur wie gemacht zu einem tüchtigen, gewandten und zuverlässigen Dienstboten. Wir fürchten indessen, daß das Geschlecht, welchem man nachsagt, daß es nicht allein schwach und zart, sondern auch ein wenig furchtsam sei, zum wenigsten gegen eine dieser drei Spezies schwerwiegende Bedenken geltend macht. Der Gorilla gilt bekanntlich als ein sehr ungeberdiger Geselle. Außerdem ist er mit einer ganz unheimlichen Muskelkraft ausgestattet. Dieselbe würde sich nun ja am Waschzuber sehr nutzbringend verwenden lassen, allein, wenn sich zwischen solch einem Küchendragoner und der Hausfrau Meinungsverschiedenheiten erhöben, zum Beispiel in Bezug auf die schwierige Frage des Sonntagsurlaubs, so könnte das doch für die Hausfrau recht unangenehme Folgen haben. Wir glauben, daß Professor Webber auch den Orang-Utang ein wenig überschätzt. Er erzählt uns von einem Orang-Utang, der einem französischen Arzte gehörte und sich Tuan nannte. Tuan weinte wie ein Kind, wenn man ihm seine Frucht fortnahm. Gab man sie ihm aber wieder zurück, so war er nicht etwa dankbar, sondern er warf die Frucht seinem Herrn an den Kopf. Wir haben denn doch unsere Zweifel, ob sich ein Affe mit einem solchen Temperament gerade zum Dienstboten eignet. Wir tragen überhaupt lebhafte Bedenken, uns unsern Lesern gegenüber für die Ausführbarkeit des Projektes zu verbürgen. Wir können uns ja recht wohl vorstellen, wie Professor Webber dazu gekommen, den Affen als Dienstboten zu empfehlen. Da die Intelligenz des Quadrumanen schwerlich zur Erlernung selbst der leichtesten unserer Kultursprachen ausreichen dürfte, so wird der Hausfrau, welche ihn engagiert, nichts anderes übrig bleiben, als sich das Buch des Professors Webber zuzulegen und die Affensprache zu studieren. Die Beweggründe des Professors sind also wohl doch nicht ganz selbstloser Natur. Und schon darum wird die schöne Leserin gut thun, recht vorsichtig zu sein, wenn ihr Gatte eines Tages einen Affen mit nach Hause bringt und sie um freundliche Aufnahme desselben bittet.

(Germania.)